

Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 837 b des 16. Nachtrages zur Zeitungspreisliste.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Spediteure:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

N^o. 14.

Sonnabend, den 5. November 1887.

I. Jahrgang.

Die neue Reichstags-Session. — Sklavenarbeit und freie Arbeit. — Karl Marx' materialistische Geschichtsauffassung. — Aus der amerikanischen Arbeiterbewegung. — Entwicklung und Charakter der französischen Arbeiterparteien.

Marx Kreker: Eine Jugenderinnerung. — Die Richter und die Unglücksfälle auf Bauten. — Eine Statistik der Berliner Maurer. Politische Nachrichten. — Kleine Mittheilungen. — Vereine und Versammlungen.

Der Zusammentritt des Reichstages.

Der Reichstag wird am 24. d. M. seine Sitzungen wieder aufnehmen und sich zweifellos nach Kräften bemühen, alle Hoffnungen zu rechtfertigen, welche politische und wirtschaftliche Reactionäre auf ihn gesetzt haben.

Er hat zwar der Militärverwaltung bereits unerhörte Riesensummen bewilligt, aber trägt er die Schuld daran, daß man im Auslande ein Repetirgewehr von kleinerem Kaliber erfunden hat, als es die deutsche Waffe besitzt, und kann er daher anders, als sofort neue Millionen zu bewilligen, damit die Armeen mit besseren Gewehren ausgerüstet werden?

Der Reichstag hat zwar den Agrariern durch die Branntweinsteuer in der letzten Session bereits über 30 Millionen aus den Taschen der Steuerzahler zugewendet, aber wird er nicht trotzdem weiter eine offene Hand zeigen, wenn die nothleidenden Grundbesitzer die Erhöhung der Getreidezölle verlangen? Man weiß zwar, daß die Taschen unserer Landlords unergründlich sind und daß es hoffnungslos ist, in ein Sieb zu schöpfen; aber man setzt das alte Treiben fort, bis dereinst die Steuerkraft des Volkes vollständig erschöpft sein wird. An die Zukunft wagen die Besitzenden bereits nicht mehr zu denken, warum sollen sie da für dieselbe sorgen?

Die Regierung wird kommen und eine Verlängerung der Legislaturperioden, vielleicht auch eine Aenderung des Wahlrechtes verlangen, und wenn sie ernstlich darauf besteht, wird sie alles erhalten. Ja, die Kartellmehrheit wird wahrscheinlich die Vorschläge der Regierung gar nicht erst abwarten, sondern mit der Zuversicht eines rüchgratlosen Kalaien selber die Initiative auf diesem Gebiete ergreifen.

Alles, was den Arbeiter ausnutzt und ihn zur besseren Ausnutzung nicht abhängig genug haben kann, wird kommen und den Arbeitsbuchzwang fordern, und wenn er trotzdem abgelehnt werden sollte, so wird es nur geschehen, weil man die Arbeiter bereits fürchtet.

Das Sozialistengesetz läuft ab und man wird große Eile haben, es zu verlängern, und vielleicht auch große Sorge, es zu verschärfen.

Das ist alles, was das Volk vom Reichstage zu erwarten hat: Lasten, Lasten und nichts als Lasten! Schwächerung seiner Rechte und Ausdehnung seiner Pflichten!

Und doch, vielleicht, vielleicht wird den Reichstag noch ein Projekt beschäftigen, das wie Balsam lindernd auf die brennenden Wunden der Arbeiter wirken soll: die Altersversicherung. Man weiß zwar noch nicht, ob die Regierungen endlich einmal zum Abschluß ihrer Vorbereitungen kommen werden, auch wird der Reichstag nach Kräften verstümmeln und beschneiden, was noch zu verstümmeln und zu beschneiden ist, und endlich hat der Mann des Volkes geringe Hoffnung, die hohen Jahre zu erreichen, mit welchen die Unterstützung beginnt — aber wenn alles gut geht, so erhält er doch ein paar Jahre lang täglich seine dreißig Pfennige, und das wird ihn gewiß über alle Entbehrungen und Unterdrückungen hinwegtrösten, die er während der fünfzig und sechzig Jahre ertragen muß, wo er kein Reichrentner ist.

Unter diesen Erwartungen mag die neue Session des Reichstages eröffnet werden, der wir wenigstens mit dem einen Troste entgegensehen: daß sie nicht schlimmer ausfallen kann wie frühere Sessionen.

Die Aufhebung der Sklaverei.

Brazilien ist in Amerika der einzige Staat, in welchem die Aufhebung der Sklaverei noch nicht vollendet ist. Einen Anfang hat man hier zwar bereits 1871 gemacht, in welchem Jahre die Befreiung aller Staatsklaven, sowie aller künftig von Sklavinnen geborenen Kinder proklamiert wurde. Den übrigen Sklaven aber wurde erst 1885 durch das Gesetz zugesichert, daß ihnen mit dem Ablauf dieses Jahrhunderts die Stunde der Erlösung aus unwürdiger Knechtschaft schlagen werde.

Selbst der Erlaß dieses schwächlichen Gesetzes war nur nach schweren Kämpfen durchzusetzen. Die Grundbesitzer haben sich jedoch allmählich mit ihm abzufinden gelernt, und es gewinnt täglich mehr den Anschein, als solle der früher festgesetzte Zeitpunkt gar nicht abgewartet werden, um die unfreien Arbeiter in freie Proletarier zu verwandeln. Die Sklavenausbeuter, die früher auf das Hartnäckigste der Emanzipationsbewegung widerstrebten, erkennen nämlich immer deutlicher, daß die freie Arbeit ausbeutungsfähiger ist wie die unfreie, daß sich aus ersterer jedenfalls durchaus nicht weniger „Mehrarbeit“ herauspressen läßt; und sofortige Freilassungen ereignen sich daher massenhaft. Vielfach wird den Sklaven die Freilassung auch nach einer ferneren zwei- bis fünfjährigen Dienstzeit zugesichert und die Betroffenen hatten dann ruhig aus.

Die Geknechteten aber, die noch mehr als ein Jahrzehnt das Joch der Unfreiheit tragen sollen, haben durch die Beobachtungen an ihren bestgestellten Brüdern die Freiheit schätzen gelernt und brechen in Schaaren aus. Die Behörden bemühen sich zwar, die flüchtigen Sklaven zurückzuführen, aber sie erzielen damit nichts, denn die Zurückgebrachten fliehen immer von Neuem. Zudem macht das Einfangen von Sklaven einen widrigen Eindruck und erregt einen Sturm in der Presse.

Die geschädigten Sklaveneigentümer in der Umgegend von Campinas hatten sich z. B. beschwerdeführend an das Parlament gewandt. Da erwiderte ihnen aber nach der „Voss. Ztg.“ ein Senator, Antonio Prado, der an dem Zustandekommen des zweiten Sklavenbefreiungsgesetzes von 1885 einen hervorragenden Antheil genommen hat, ganz kühl: sie könnten nicht verlangen, daß der Präsident der Provinz den *capiato do mato* (so nannte man in früheren Zeiten die Bewaffneten, die den Wald nach flüchtigen Sklaven durchstöberten) mache oder neben jeden Sklaven einen Soldaten stelle, damit er nicht ausreife; es gebe kein anderes Mittel, die Sklaven zur Ruhe zu bringen, als ihnen nach einer kurzfristigen Dienstzeit die Freilassung zuzusichern.

Um aber die renitenten Sklaveneigentümer gefügig zu machen und die beschleunigte Umwandlung der unfreien Arbeit in freie zu erzwingen, soll die Regierung abermals einschreiten und die Endschick der Sklaverei auf einen näheren Termin gesetzlich feststellen. Die Meinungen gehen zwischen sofortiger Freilassung und Aufhebung der Sklaverei nach fünf Jahren, d. i. Ende 1892, auseinander. Selbst gut konservative Männer, die noch im vorigen Jahre das Befreiungsgesetz von 1885 als das äußerste Maß von Zugeständniß betrachteten, erklären heute, daß dasselbe dringend der Reform in einem die Abschaffung möglichst beschleunigenden Sinne bedürfe. Und das ist heute die Meinung der Mehrzahl der brasilianischen Nation, der großen Städte und mächtiger politischer Kreise, gegen welche die bornirten ländlichen Interessenten, wie jene Campenenser Landwirthe, schwerlich aufkommen werden.

Bornirt nannten wir den Widerstand der Plantagenbesitzer, weil er nicht einmal ihrem Interesse entspricht, weil sich bisher noch immer herausgestellt hat, daß die Rente des Besitzes sich durch die Beschäftigung freier Arbeiter an Stelle unfreier nur gehoben hat.

Wie sollte es auch anders sein? Dem freien Arbeiter muß man freilich ebenso wie dem Sklaven den nothwendigen Lebensunterhalt gewähren. Aber zu dieser Ausgabe kommt bei der Sklavenarbeit ein großer todtter Auf-

wand für die Beaufsichtigung noch hinzu, der beim „Lohnsklaven“ hinwegfällt. Der Sklave will vom Aufseher zur Arbeit angetrieben sein, er fordert auch sonst schärfste Bewachung, um seine Entweichung zu verhüten. Den freien Arbeiter treiben der drohende Hunger und die Furcht vor Entlassung zur aufreibendsten Thätigkeit, sie halten ihn in seiner Stellung wie mit ehernen Klammern fest — und diese beiden erprobten Hülfskräfte kosten den Unternehmer nichts.

Aber noch mehr! Auch der Ertrag der Sklavenarbeit ist erfahrungsmäßig gering. Der Sklave ist verhältnismäßig lässig in seinem Thun, und warum sollte er sich auch das Uebermaß von Anstrengung zumuthen, welches das Loos des freien Arbeiters ist? Der Sklave kann bei geringerer Leistung wohl verkauft werden, aber er kann sobald nicht verhungern, da er für den „Herrn“ ein Besitzstück darstellt, das Geld zur Anschaffung gekostet hat und das man daher so leicht nicht unkommen läßt. Die Konkurrenz seiner erwerbslosen Genossen, die quälende Angst, die Stellung, von der er lebt, zu verlieren, wenn Andere mehr zu leisten versprechen, zwingt hingegen den freien Arbeiter, seine Kraft bis auf die letzte Reige im täglichen Frohndienst zu erschöpfen.

Dazu kommt endlich noch, daß man dem freien Arbeiter vielfach nicht einmal den nothwendigen Lebensunterhalt zu gewähren braucht. Man muß ihn wohl gewähren während der eigentlichen Arbeitsperiode, denn man kann den Proletarier nicht über der Arbeit zusammenbrechen lassen. Aber man kann den freien Arbeiter bei der geringsten Störung der Produktion entlassen, und während dieser Periode der Arbeitslosigkeit braucht der Unternehmer gar nichts auszugeben. Der Sklave aber will, wie jedes werthvolle Besitzstück, erhalten sein, auch wenn er feiert.

Wo also (durch die Vermehrung der Bevölkerung, durch Einwanderung, durch Proletarisierung früherer Kleinbesitzer) einmal ein genügendes „Angebot“ freier, aber leerer „Hände“ sich vorfindet, da hat der Besitz gar kein Interesse mehr an der Erhaltung der Sklavenarbeit. Sie leistet weniger und kostet mehr.

Ein Beispiel dafür berichtet neulich die Zeitungen aus Kentucky. Vor dem Kriege mußte der Mann, der einen Sklaven mietete, 150 bis 200 Dollars per Jahr bezahlen und nicht nur die Kost, Kleidung und Pflege liefern, sondern auch alles Risiko übernehmen, als ob er den Sklaven selbst eignete. Jetzt kann er die besten Farmarbeiter für 10 Dollars per Monat erhalten, und der „Mietling“ hat für seine Lebensbedürfnisse selbst Sorge zu tragen.

Als Beispiel diene ein Großgrundbesitzer in der Nachbarschaft einer bevölkerungsreichen Stadt. Vor dem Kriege besaß und beschäftigte derselbe zwanzig Neger und bei Eintritt des Winters hatte er beinahe nichts für die Leute zu thun, er mußte jedoch die Leute versorgen und müßig liegen lassen, da nur etwas Reparatur an Haus und Zäunen neben der Viehfütterung zu besorgen war. Jetzt beschäftigt er dieselbe Anzahl Leute, aber nur während des Sommers; nur einige Wenige zur Verrichtung der Winterarbeit. Derselbe theilte einem Korrespondenten mit, daß er aus seiner Farm gerade so viel erzielt, wie vor zwanzig Jahren, aber nur die Hälfte der damaligen Auslagen hat.

Dies ist mit allen Farmern im Staate der Fall, und die Folge ist, daß zur Winterszeit die Driftschaften mit „freien“ Negern überfüllt sind, die ein trauriges Dasein fristen, bis das Frühjahr ihnen wieder Beschäftigung bringt. Schlechte ungenügende Nahrung und kein Schutz gegen die Unbilden der Witterung bringen natürlicher Weise viel Krankheit und Leiden unter sie.

Da haben wir es schwarz auf weiß, daß der nun „freie“ Arbeiter viel schlechter daran ist, als der Sklave, und daß die südlichen Lords dumme Tröpfe waren, als sie sich der „Emanzipation“ widersetzen, und auch die brasilianischen Sklavhalter würden in ihrem eigenen Interesse gut thun, sich der Emanzipation nicht in den Weg zu werfen.

Karl Marx' materialistische Geschichtsauffassung.

I.

y. Alle prinzipiellen Erfolge auf dem Gebiete einer materialistischen Natur- und Geschichtsauffassung konzentrierten sich um die beiden Gelehrten Charles Darwin und Karl Marx. Jeder von ihnen arbeitete auf einem anderen Gebiete und mit anderen Hilfsmitteln, aber das Resultat ist beiden gemeinsam.

Mit Hilfe des naturwissenschaftlichen Experiments entdeckte Darwin die Bewegungsgesetze für die körperliche Entwicklung der organischen Wesen und fand, daß diese sich entwickeln nach Bedingungen, welche aus den materiellen Verhältnissen herauswachsen, daß die Grundlagen für die Bildung der sogenannten Arten im Tier- und Pflanzenleben im Kampf um's Dasein und in der Vererbung zu suchen seien. Mit Hilfe des geschichtlichen Experiments, der Statistik, bewies Marx, daß die Bewegungsgesetze der Geschichte nicht aus überirdischen Quellen, noch aus dem Gehirn Einzelner, sondern aus den materiellen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft zu erklären seien. Wie sehr der Entwicklungsgedanke in der geistigen Atmosphäre unseres Jahrhunderts lag, das beweist der äußerliche Umstand, daß die Schriften Beider, in welchen zum ersten Male der Entwicklungsgedanke ausgesprochen wird, in demselben Jahre das Licht der Welt erblickten. Der Unterschied in den Leistungen der beiden Gelehrten beruht nur auf dem Unterschied der Widerstände, welche sie zu überwinden hatten. Darwin's Aufgabe war es, seine Beobachtungen auf Wesen zu erstrecken, deren Entwicklung auch für den Blödesten ohne Eingriff dieser Wesen selbst sich vollzog; dieser Forscher hatte nur die unbewusste Natur in den Kreis seiner Studien und Beobachtungen zu ziehen. Marx dagegen hatte es mit der menschlichen Gesellschaft zu thun, deren Glieder mit Bewußtsein, Willen und Leidenschaften erfüllt sind, deren Geschichte in den Augen der nicht mit den wissenschaftlichen Instrumenten Bewaffneten von dem freien Willen und Denken dieser Menschen selbst gemacht wird. Da, wo für Darwin's Forschung sich überhaupt keine Gelegenheit bot, thürmten sich für Marx die stärksten Hindernisse auf. Das ganze Gesellschaftsleben spielt sich in den Absichten, Zielen und Handlungen der Menschen ab, und wenn auch selten eine Absicht ganz erreicht wird, eine Handlung ganz sich auslebt, wenn auch die Tätigkeitswellen der Millionen Menschen sich an einander brechen, so lag doch gerade hierin der Grund für die idealistische Geschichtsauffassung zweier Jahrtausende.

So lange man nicht den Untergrund für den Willen, die Meinungen, die Leidenschaften der Menschen kannte, so lange der Blick des Geschichtsforschers nothgedrungen an der Oberfläche haftete, so lange mußte die Wissenschaft der Ueberzeugung Ausdruck leihen, daß diejenigen Menschen, denen die zufällige Konstellation der politischen oder sozialen Verhältnisse einen freieren Tätigkeitsraum gelassen, die Entwicklung der Völker in maßgebender Weise zu beeinflussen, sie nach ihrem höchsten Willen zu hemmen oder zu beschleunigen im Stande sind. So galt Perikles als der Entwicklungsgeist der Athener, so sprach man und spricht in der „offiziellen“ Geschichtsforschung noch heute von einem Zeitalter des Augustus, Karls des Großen, Ottos des Großen, Luthers, Elisabeths von England, Ludwigs XIV., Friedrichs des Großen, Napoleons I. u. f. w. Man geht hierbei von der Anschauung aus, daß die „Großen“ der Geschichte ihren Völkern die Entwicklungsbahn vorgeschrieben und gebietet haben, daß Perikles das Volk der Griechen zur Kunst, Karl der Große die Deutschen zur Zivilisation, Otto der Große zur Macht, Luther zu „religiöser Freiheit“, Elisabeth die Engländer zum Handel, Friedrich II. Preußen zu maßgebendem Einfluß geführt habe. Man glaubte und glaubt noch heute vielfach, daß ohne die „Großen“ die Menschheit sich wesentlich anders oder auch überhaupt sich nicht entwickelt haben würde.

Der französische Dichter Viktor Hugo schildert in seinem Roman: „Die Armen“ die Zufälle, welche die Entscheidung in der Schlacht bei Waterloo herbeigeführt haben und knüpft daran Vermuthungen, wie die europäische Karte wohl heute ausgesehen haben würde, wenn nur ein Stein aus dem Zufallsgebäude jener Schlacht herausgefallen und Napoleon als Sieger hervorgegangen wäre. Es sind dies Phantasiegebilde, welche dem Dichter zwar große Ehre machen, den Geschichtsforscher aber in einer keineswegs schmeichelhaften Beleuchtung zeigen. Napoleon ist untergegangen, nicht weil er diese oder jene Schlacht verloren, sondern weil seine ganze Politik dem innersten Wesen der gekräftigten Bourgeoisie widersprach. Die Bourgeoisie Frankreichs, und nicht die verlorenen Schlachten bei Leipzig und Waterloo haben den Usurpator gestürzt. Aber andererseits ist ein Napoleon nur denkbar in jenem Zusammenhang mit der französischen Revolution. Würde er früher oder später gelebt haben, nicht ein einziger Zug würde an den historischen Napoleon erinnern. Würde er als Sohn eines modernen französischen Bergarbeiters geboren sein, seine hervorragenden geistigen Eigenschaften würden wahrscheinlich nicht nur anderen, sondern auch ihm selbst verborgen geblieben sein.

Wir sehen also, das Denken und Fühlen der Menschen ist nicht im Stande, sich über Zeit und Raum emporzuheben. Es wächst aus ganz bestimmten Voraussetzungen heraus, welche sowohl in der Zeit als auch in dem Stande oder der Klasse wurzeln. Wie der menschliche Körper nur athmen kann in dem großen Atmosphärenmeer, welches Allen gemeinsam ist, wie er ohne Gefahr des Unterganges

nicht im Stande ist, sich luftdicht gegen seine Mitmenschen abzuschließen, so gedeiht und entwickelt sich der menschliche Geist nur im Zusammenhange mit seinen Nebenmenschen und innerhalb der geistigen Atmosphäre seiner Zeit. Die „Souveränität“ des einzelnen Gedankens verschwindet in der großen geistigen Strömung der Zeit.

Nicht Perikles hat das Kunstzeitalter der Griechen herbeigeführt, sondern jenes Zeitalter hat den Perikles erzeugt, sowie das Zeitalter der sich regenden Bourgeoisie einen Luther und eine Elisabeth von England hervorgebracht hat. Die geistige Souveränität der Fürsten und „Großen“ lebt nur in der Phantasie der idealistischen Geschichtsschwärmer; in der Wirklichkeit ist sie ebensowenig zu entdecken, wie die Gespenster des Mittelalters.

Aber nicht nur wird das Denken, Fühlen und Wollen dieser „Götter“ der Geschichte von ihrer Zeit und ihrer Umgebung erzeugt, sondern auch die Wege, auf denen die Thätigkeit der Geschichtshelden sich bewegt, sind durch die naturgemäße Entwicklung der Völker bereits gezeichnet. Ein Augustus konnte nur insofern „Geschichte machen“, als er sich von der Entwicklung des römischen Staates und der römischen Gesellschaft treiben ließ. Schon bevor er an dem politischen Leben theilnahm, hatte die Republik sich in eine Monarchie umgewandelt. Sache des Augustus war es, sich in den Dienst der politischen Entwicklung zu stellen; er hat sie nicht geleitet, er wurde von ihr geleitet. „Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben.“

Ebenso wie in jener Zeit Dichter und Geschichtsschreiber in Augustus den „Friedensbringer“ und den „Einiger des römischen Reiches“ priesen, so wird von modernen Dichtern und Geschichtsschreibern die Einigung Deutschlands als die That eines einzigen Mannes betrachtet. Die deutsche „Literatur“ lebt bereits seit 1870 nur von dem einen Gedanken, und ihre Vertreter stehen sich dabei besser als die Literatur selbst. Die deutschen Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts schildern in ihrer Mehrzahl den Eintritt Bismarck's in das preussische Ministerium als die Morgenröthe der neuesten Zeit. Diese „wahrhaft wissenschaftliche“ Geschichtsauffassung hat es nicht gehindert, daß solche Männer die Lehrstühle der Universität im Lande des „Volkes der Denker“ einnehmen. Auch diese weltgeschichtliche That eines Einzelnen gehört zu den Legenden, an denen die Geschichte so reich ist.

Im Gegentheil! Es läßt sich nachweisen, daß Bismarck sich selbst lange gegen eine Einigung Deutschlands gesträubt hat. Erst als die nationale Strömung eine Höhe erreicht hatte, welche man nicht ignorieren konnte, stellte sich Bismarck auf den nationalen Standpunkt und — schwamm mit dieser Strömung.

Und diese nationale Strömung hat auch wiederum ihre Gründe und Voraussetzungen. Sie wurzelt in letzter Instanz in dem Masseninteresse der Bourgeoisie.

Der Theilung Deutschlands in viele durch Zollschranken und lokale Interessen geschiedenen Staaten trat das ökonomische Bedürfnis der Bourgeoisie entgegen, für die Produktion und den Waarenabfah einheitliche Verhältnisse zu gestalten. Dieser profane, sogar unbewusste Zweck vergeistigte sich bereits im vorigen Jahrhundert in der Literatur und erzeugte jene nationale literarische Strömung, welche in unserem Jahrhundert, da das Bürgerthum bereits kräftiger und anspruchsvoller geworden war, durch die national-politische Strömung verstärkt wurde.

Hätte Bismarck sich gegen diesen Zeitgeist gesträubt, so hätte er das Schicksal eines Beust und anderer kleinstaatlicher Minister getheilt, welche durch den nationalen Strudel fortgeschleudert wurden.

Wir sehen, bei objektiver, von praktischen Rücksichten freier Betrachtung schrumpft die welthistorische That Bismarck's sehr zusammen, und es bleibt nur die Art und Weise übrig, wie Deutschland geeint wurde. Der nationale Pan selbst zeugt wenig von der individuellen Arbeit eines Einzelnen. Es spiegeln sich in ihm alle in dem damaligen Deutschland mit einander ringenden Machtfaktoren wieder.

Die Macht des Feudalismus war noch nicht ganz gebrochen, die Energie der deutschen Bourgeoisie war in Folge der Kleinstaaterei und des dreißigjährigen Krieges mit seinen auf Jahrhunderte sich erstreckenden verheerenden Wirkungen zu wenig konzentriert, als daß diese Ruine aus dunkler Zeit vollständig vernichtet werden konnte. Es kam zu einem Kompromiß zwischen Feudalismus und Bourgeoisie, und das neue deutsche Reich trägt in seiner Verfassung und seinem Privatrecht den Stempel dieses Kompromisses auf seiner Stirn.

Wir sehen also, um die Geschichte in ihrem innersten Wesen zu verstehen, müssen wir von den einzelnen Menschen hinauffsteigen zur Menschheit; diese einzelnen „Staatsmänner“, sind nur die Handlanger der Geschichte und haben für die Entwicklung der Menschheit dieselbe Bedeutung, wie die Steinträger für das sich entwickelnde Gebäude.

Wir müssen also den weiten Boden auffuchen, in welchem alles Fühlen, Denken und Wollen der Menschheit wurzelt, um die Gründe für alle Willensthätigkeit der Menschen zu erforschen.

Aber hierbei begegnen wir einer neuen Eigenthümlichkeit! Wir finden, wenn wir auf die Kultur der letzten zwei Jahrtausende zurückblicken, daß es unmöglich ist, die Menschheit in eine einzige Schablone zu zwängen. Der Mensch im Zeitalter des Perikles ist in seiner Geistes- und Gefühlswelt, in seinem Können und Wollen ein ganz anderer als der Mensch des Mittelalters, welcher sich selbst und die ganze Außenwelt durch die religiöse Brille betrachtete, und dieser ist wiederum ein ganz anderes Wesen, als der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts.

Ja, die Menschheit verändert sich in ihrem Denken und Fühlen in viel kürzerer Zeit. Jedes Jahrhundert liefert uns hierfür in sofern den Beweis, als die Menschen des einen Jahrhunderts sich um eine Idee, ein Prinzip opfermüthig scharen, während die Menschen des nächsten Jahrhunderts bereits kein Verständniß für diese Idee hegen und in einen Kampf gegen dieselbe eintreten.

Worin sind die Gründe für die Umwandlung des Geistes der Menschen zu suchen? Auf diese Frage giebt Marx in seiner Streitschrift gegen den französischen kleinbürgerlichen Sozialisten Proudhon folgende Antwort: „Jedes Prinzip hat sein Jahrhundert gehabt, worin es sich enthüllt. Das Autoritätsprinzip hat z. B. das 11. Jahrhundert gehabt, wie das Prinzip des Individualismus das achtzehnte. Fragt man sich endlich, warum dieses Prinzip sich gerade im 11. oder im 18. Jahrhundert und nicht in irgend einem anderen offenbart hat, so sieht man sich nothwendigerweise gezwungen, im Einzelnen zu untersuchen, welches die Menschen des 11. und die des 18. Jahrhunderts waren, welches ihre jedesmaligen Bedürfnisse, ihre Produktivkräfte, ihre Produktionsweise, die Rohstoffe ihrer Produktion, welches endlich die Beziehungen von Mensch zu Mensch waren, die aus allen diesen Existenzbedingungen hervorgingen; und alle diese Fragen ergründen, heißt das nicht, die wirkliche, profane Geschichte der Menschen eines jeden Jahrhunderts erforschen, diese Menschen darstellen, wie sie in Einem Verfasser und Schauspieler ihres eigenen Dramas waren?“

Wir müssen also, um die tieferen Gründe für die geistige Entwicklung der Menschheit zu erforschen, zurückgehen auf die reale Grundlage der Gesellschaft, auf die ökonomische Struktur derselben, auf die Dekonomie der Gesellschaft. Um mit Engels zu sprechen: „Die materialistische Anschauung der Geschichte geht von dem Satz aus, daß die Produktion und nicht der Produktion der Austausch ihrer Produkte, die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist; daß in jeder geschichtlich auftretenden Gesellschaft die Vertheilung der Produkte und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen und Stände, sich darnach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird. Hiernach sind die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen zu suchen nicht in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Einsicht in die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern in Veränderungen der Produktions- und Austauschweise; sie sind zu suchen nicht in der Philosophie, sondern in der Dekonomie der betreffenden Epoche.“

Jeder Kampf, der mit geistigen Waffen geführt wird, wurzelt in seinen Voraussetzungen in den Produktionsverhältnissen der Zeit. Nur wenn wir von diesen Grundlagen ausgehen und alle Erscheinungen, sowohl des Gesellschafts- als auch des Geisteslebens, auf Veränderungen in der Produktionsweise zurückführen, sind wir im Stande, uns einen klaren Ueberblick über die Ursachen und Wirkungen in dem Entwicklungsprozeß der Menschheit zu verschaffen.

Diese ganze epochemachende Geschichtsauffassung drückt ihr Entdecker Marx in seiner kleinen Schrift: „Zur Kritik der politischen Dekonomie“ kurz und klar in den beiden Sätzen aus: „Die ökonomische Struktur der Gesellschaft ist die reelle Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen“, und „die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt.“

Aus der amerikanischen Arbeiterbewegung.

Vom 18. bis zum 21. September d. J. tagte in Buffalo der Kongreß der „Sozialdemokratischen Arbeiterpartei der Vereinigten Staaten“. Wenn wir absehen von zahlreichen Fragen von verhältnismäßig untergeordneter Wichtigkeit, welche ihre Erledigung fanden, so sind es hauptsächlich zwei Gegenstände, welche den Kongreß beschäftigten. Der eine betrifft das mit aller Energie hervortretende Streben, die Agitation immer mehr in die englisch-sprechenden Elemente des amerikanischen Volkes zu verlegen; der andere äußert sich in dem, durch verschiedene Beschlüsse zum Ausdruck gekommenen Verlangen, alle sozialistisch gesinnten Arbeitermassen zu einer großen, gewaltigen Organisation zu vereinigen.

Die Anerkennung der englischen Sprache als der offiziellen Sprache des Kongresses, hat — trotzdem die Verhandlungen meist in deutscher Sprache geführt wurden — ihre tiefe Bedeutung. Sie bricht einmal gründlich und in autoritativer Weise mit dem Vorurtheil, als könnten und wollten die Deutschen, soweit sie Sozialisten sind, auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens in Amerika für sich allein Etwas erreichen; sie zeigt den englisch-sprechenden Arbeitern, daß die — bis jetzt fast nur aus Deutschen bestehenden „klassischen“ Sozialisten bereit sind, auch Anders-sprechenden ihr Recht zu gönnen, in der Entwicklung der Arbeiterbewegung in ihrer Weise und nach der ihnen unwohnenden Methode des Denkens und Handelns thätig zu sein. Die Zeiten, da diejenigen der Parteigenossen in Amerika, welche auch englisch sprachen und sich vorwiegend mit der Agitation unter den englisch-redenden Arbeitern befaßten, von vorn herein verdächtig schienen und Gefahr liefen, als halbe Verräther behandelt zu werden, — diese trübseligen Zeiten sind hoffentlich vorbei für immer, und der Kongreß hat durch seinen Beschluß der Rückkehr derselben einen starken Riegel vorgeschoben.

Die Hauptkrankheit aller jungen Emanzipations-Bestrebungen ist der immer von Neuem ausbrechende Zwist zwischen solchen, die in Folge der Gemeinschaftlichkeit der von ihnen angestrebten Ziele stets und überall nur brüderliche Gesinnung für einander hegen und fördern. Die Ursachen dieser Erscheinung sind vielfacher Art und wir wollen sie jetzt nicht weiter besprechen. Thatsache ist, daß auch die junge sozialistische Bewegung in den Vereinigten Staaten unter dieser Erscheinung schwer zu leiden hatte und daß noch in diesem Augenblick zahlreiche zerstreute Schaaren abseits von der großen Hauptarmee in Einzelkämpfen ihr Heil suchen. Andere, durch große Entfernungen von den Hauptchauplätzen des Kampfes getrennt, haben sich von vorn herein auf eigene Faust organisiert und ließen nur hin und wieder von sich etwas hören, was darauf hindeutete, daß sie mit den Brüdern im fernen Osten eigentlich solidarisch verbunden seien.

Alle diese Elemente haben jetzt den dringenden Wunsch, engere Fühlung mit einander zu bekommen, und der Buffaloe Kongress hat diesem Verlangen freudig entsprochen, indem er sowohl mit Bezug auf die „Internationale Workingmens (Arbeiter-) Assoziation“ des Westens und der Pacificküste, als auch bezüglich aller sonst außerhalb des Rahmens der Partei-Organisation stehenden sozialistischen Elemente folgende Resolution faßte:

Der Kongress beschließt, daß es den Mitgliedern empfohlen werde, wo immer eine oder mehrere Arbeiterparteien im Felde sind, diejenige Partei zu unterstützen, welche die fortgeschrittenste ist, d. h. deren Plattform (Programm) und Prinzipien zum mindesten den Klassenkampf zwischen Kapitalisten und Lohnarbeitern anerkennen, doch soll es Mitgliedern nicht gestattet sein, sich an der Gründung neuer Parteien zu beteiligen, sobald keine wohl begründete Ursache für den Glauben vorhanden ist, daß solche Partei oder Parteien unsere Prinzipien voll und ganz anerkennen werden.

Daß das Verhältnis zu anderen Parteien in dem Sinne eine Regelung fand, daß die Anerkennung des Kampfes zwischen den Vertretern der Arbeit und des Kapitalismus als eines Klassenkampfes zum Maßstab dafür gemacht wurde, ob eine Partei würdig sei, von den Sozialisten unterstützt zu werden, war voranzusehen, denn es war innerhalb der sozialistischen Partei, d. h. in ihrer Presse und in ihren Versammlungen, auch nicht eine Stimme zu finden, welche mit Bezug auf diesen Punkt anderer Meinung gewesen wäre.

Und endlich ist noch der alte Name und vor Allem die Bezeichnung „Partei“ beibehalten worden. Und auch das ist gut, ja es ist sehr gut. Die Anregungen, welche von einigen Seiten kamen, wonach man den Ausdruck „Partei“ vermeiden und dafür „Federation“ oder Ähnliches setzen solle — diesen Anregungen wurde kein Gehör gegeben. Man sagte sich sehr richtig, daß, wo es sich nur um einen Vorwand handle, einen Bruch herbeizuführen — und die Behauptung, daß die „Sozialistische Arbeiterpartei“ die politische Partei sei, war z. B. für George, Mc. Macin & Co. nur ein Vorwand für den Streit — sei ein solcher unter allen Umständen zu finden, die Partei möge sich nennen, wie sie wolle. Mit den Sozialisten solle Jeder wissen, wer er sei (und es scheint, als ob es jetzt Jeder weiß), wer aber mit sich im Reinen sei, wie er sich zu der sozialistischen Sache und Taktik zu stellen habe, der werde sich an dem Namen nicht stoßen. Und so erfolgte die Entscheidung für Beibehaltung des Namens.

Welche Fortschritte die amerikanische Arbeiterbewegung im Allgemeinen gemacht hat, ergibt folgende Zusammenstellung des „Philadelphia Tageblatt“:

Vor drei Jahren zählte der Orden der Knights of Labor (Ritter der Arbeit) ungefähr 50 000 Mitglieder; heute ist er zehnfach so stark.

Vor drei Jahren war die Federation der Gewerkschaften eine unbedeutende und schwache Körperschaft, die nur einige wenige Gewerke umfaßte, heute zählt sie eine halbe Million Mitglieder.

Vor drei Jahren gab es mit Ausnahme einiger Unions (Gewerkschaften) in den Baugewerken, der Association der Eisenarbeiter und der Union der Cigarrenmacher kaum eine Gewerkschaft, die im Stande gewesen wäre, wie man sagt, ihr Gewerbe zu „kontrollieren.“ Heute bestehen an vierzig internationale und nationale Gewerkschaften, wovon mehrere nahezu sämtliche Arbeiter ihrer Branchen umfassen, fast alle aber wenigstens so stark sind, daß sie auf die Arbeitsbedingungen bedeutenden Einfluß ausüben können.

Noch vor drei Jahren galt es fast für unmöglich, Arbeitsbranchen wie die Brauer, Bäcker, Metzger, dann die Eisenbahnarbeiter u. zu organisieren; heute bilden sie stattliche Abteilungen in der Armee der organisierten Arbeit.

Vor drei Jahren konnte die Zahl aller gewerkschaftlich organisierten Arbeiter im Lande auf höchstens eine Viertel-Million veranschlagt werden, heute übersteigt sie die Million sehr bedeutend. Es sind mehr Arbeiter in den Vereinigten Staaten gewerkschaftlich organisiert, als in ganz Europa, England mit seinen 600 000 Gewerkschaftlern mit eingeschlossen. Wobei freilich in Anschlag zu bringen ist, daß in Deutschland und Oesterreich die Gewerkschaftsbewegung unterdrückt wird.

Aber, so merklich ein Rückgang zu verzeichnen. Aber einmal würde das weiter nichts beweisen, da voriges Jahr in Folge der Achtstundebewegung ein ganz plötzlicher Zustrom stattfand, auf dessen Dauer von vornherein nicht zu rechnen war. Und dann ist ein Gesa vom März kaum anzunehmen: von den Rittern der Arbeit mögen vielleicht 200 000 abgefallen sein, sie fielen aber meistens den an-

deren Organisationen zu und zwar zum Theil in Masse, wie die Cigarrenarbeiter, Glasbläser, Brauer und Küfer.

Aber der Rückgang in der politischen Arbeiterbewegung ist nicht zu bestreiten, wird man uns entgegenhalten. Aber nicht dafür bleibt man uns den Beweis schuldig. Was wir dagegen wissen, ist, daß in letzterer Zeit Städte wie Cleveland, Indianapolis und alle im Staate New-York neu in die Bewegung eintraten. Nun mag es wohl sein, daß die Stimmzahl in dem einen oder anderen Staat zurückgeht, und die Spaltung, welche George momentan unter den Arbeitern New-Yorks herbeigeführt hat, wird wahrscheinlich nicht ohne äußerlichen Effekt sein. Allein die Spekulanten auf den „Rückgang der Arbeiterbewegung“ vergessen, daß die Agitation bei alledem überall rüstig vorwärts schreitet und daß es namentlich die Verurtheilung der Boycotte in New-York und die Polizei- und Militärübergriffe im Westen haben voriges Jahr den Anstoß zur politischen Arbeiterbewegung gegeben. Seither folgt ein Schlag um den andern gegen die organisierten Arbeiter durch den politischen Apparat ihrer Gegner. Verbote von Versammlungen, Angriffe auf das Koalitionsrecht, wie die Entscheidung Barrett's in New-York, die offene Mißachtung und Nichtdurchführung von Gesetzen, welche zum Schutze der Arbeiter erlassen wurden u. s. w. — das sind Thatsachen, welche die Massen vorwärts und in die politische Arena treiben.

In Deutschland belustigte sich die bürgerliche Presse Jahre lang damit, die Leser mit dem „Rückgang der Sozialdemokratie“ zu unterhalten. Eines Tages kam das Erwachen. Wenn die Presse der amerikanischen Bourgeois Geschmach daran findet, diese Taktik nachzuahmen — immer zu!

Entwicklung und Charakter der französischen Arbeiterparteien.

VI.

An und für sich ist die Idee eines Nationalkomitees der Partei durchaus demokratisch; aber wie die Verhältnisse damals, d. h. zum Reims Kongress, lagen, war es nicht das demokratische Prinzip, welches die Institution ins Leben rief, diese wurde vielmehr geschaffen, um Guesde und alle mißliebigen Elemente aus der Partei herauszudrängen und — last not least — um das auf dem Haver Kongress adoptirte Parteiprogramm zu ändern. Wie bereits früher angedeutet, hegte Broussé einen stillen Haß gegen das Programm, zu dessen Ausarbeitung er nicht zu Rathe gezogen worden war.

Das Haver Programm wollte die französische Partei als Ganzes, als von einer einzigen Idee beherrscht, ohne lokale Sonderinteressen. Broussé dagegen, um den Leuten zu schmeicheln, machte den verschiedenen Regionen und Federationen plausibel, daß es vernünftiger und vortheilhafter sei, jeder Gruppe und jedem Orte volle Autonomie in Bezug auf das Programm zu lassen. Als Argument für letztere Theorie wurde auf dem Reims Kongress die winzige Zahl von Stimmen angeführt (etwa 60 000), welche das sozialistische Programm bei den legislativen Wahlen von 1881 in ganz Frankreich vereinigt hatte. Guesde beantragte, man solle mit Abänderung des Programms wenigstens bis zum nächsten Kongress warten, ferner solle man vor Allem die vorzunehmenden Änderungen den regionalen Federationen vorlegen und ihre Meinung einholen. Aber Alles war umsonst, Broussé, Malon, Joffrin u. setzten ihren Willen durch, denn es war auf dem Kongress die Parole ausgegeben worden, alle von Guesde herrührenden oder eingebrachten Anträge zu verworfen. Für den ruhigen, unparteiischen Beobachter trat es recht deutlich zu Tage, daß Broussé unter dem Deckmantel der Freiheit der Gruppen vor seinem Meister Bakunin nachzuäffen suchte und sich an Stelle Guesde's setzen wollte. Das Interesse der Partei kam in zweiter und dritter Linie, vor Allem galt es, die eigene „selbstlose“ Größe in den Vordergrund zu stellen. Anstatt eine so bedenkliche Kraft, wie Guesde unbedingt ist, der Partei zu erhalten, wurde er nur hervorgezerrt, verleumdert; die Arbeiter wurden in den Streit hineingezogen und der persönliche Klatsch bildete den Mittelpunkt, um den sich das Interesse der Gruppen drehte.

Trotz aller Stänkereien blieb Guesde noch auf seinem Posten, er trat nach dem Kongress in das Nationalkomitee ein und repräsentirte daselbst die Federation des Nordens, aber er hatte die große Majorität der Mitglieder gegen sich. Außerlich lebte man noch auf so ziemlich friedlichem Fuße, der „Proletaire“ begrüßte sogar das Wiedererscheinen der „Egalité“ im Dezember 1881 mit Freuden.

In demselben Monat trat Joffrin, ebenfalls Mitglied des Nationalkomitees und blindes Werkzeug in der Hand Broussé's, als Kandidat für die Municipalrathswahlen im 18. Arrondissement auf. Die Egalité sah sich veranlaßt, eine neutrale Haltung zu beobachten, sie trat weder für noch gegen Joffrin ein, da derselbe in seinem Aufruf an die Wähler verschiedene Hauptpunkte des Programms ausgelassen hatte, so z. B. die Forderungen der Abschaffung des Privateigentums, Einführung eines Minimallohnes, des achtstündigen Normalarbeitstages u. s. w. Endlich hatte er seinen Aufruf unterzeichnet als „Arbeiterkandidat“ und nicht als „Kandidat der Arbeiterpartei“.

Nach der zu Ungunsten Joffrin's ausgefallenen Wahl forderten Guesde und vier seiner Freunde im Nationalkomitee, dieses solle der Gruppe von Montmartre (18. Arrondissement) eine Rüge wegen der Disziplinlosigkeit ertheilen, welches dieselbe bei den Wahlen dem Parteiprogramm

gegenüber bewiesen. Das Komitee beschloß mit 25 gegen 5 Stimmen, das Vorgehen der Gruppe zu billigen.

Die Egalité griff das Nationalkomitee anlässlich dieses Entschlusses an, das Nationalkomitee antwortete durch seine Rundschreiben, den Proletaire, und nannte die Redakteure der Egalité „Autoritäre“ und „Marxisten“. Daraufhin wartete die Egalité gleichfalls mit einem Spitzwort auf und bezeichnete die Gegner als „Possibilisten“, weil der Proletaire in seiner Polemik gesagt hatte: „Wir wollen unsere Bestrebungen in kleinen Dosen verabreichen, um derart ihre Annahme einem Jeden möglich zu machen“ (les rendre possibles). Dies der Ursprung des Namens „Possibilisten“.

Der Proletaire, in dessen Redaktion beschlossen worden war, Guesde um jeden Preis aus der Partei hinauszutreiben, fühlte sich angeblickt durch die stattgehende Polemik beleidigt und ließ Guesde vor die „Union fédérative du Centre“ (Föderation des Zentrums) oder die Pariser Gruppen zitiren.

Es war dies ein jesuitischer Kniff, denn sämtliche Mitglieder des Proletaire waren Mitglieder des Komitees der Pariser Gruppen, somit zitiirten sie den Feind vor ihr eigenes Tribunal, waren Ankläger und Richter zugleich. Zwar konnte Guesde an das Nationalkomitee appelliren, aber in demselben herrschten die nämlichen feindseligen Brüder. So wurde die Egalité von der Region des Zentrums in Acht und Bann erklärt, Guesde und seine Freunde gaben ihre Demission als Mitglieder des Nationalkomitees und organisierten in Paris eine besondere Vereinigung der Guesdistischen Gruppen.

Die seit langer Zeit im Stillen kultivirte Frucht war reif zum Abschütteln, Guesde wurde überall als verdächtig erklärt, persönlich auch in seinem Privatleben verleumdete und im September 1882 auf dem Kongress von St. Etienne mit Eklat ausgeschlossen.

Als Vorbereitung zu dem Kongress beschäftigten sich alle Gruppen mit der Frage Guesde. Der weichtierartige Malon und sein Anhang arbeiteten treu für Broussé und in allen Gruppen war die Parole ausgegeben, den Ausschluß Guesde's und seiner Freunde, d. h. der besten und intelligentesten Kräfte der Partei. Die Gruppen, welche in Unwissenheit gehalten und von gewissenlosen Phrasenhelden umschmeichelt wurden, trugen selbst zur Köpfung der Partei bei. Um Guesde und seine Freunde bei den Massen zu verdächtigen, wurde auf ihre Bourgeois Herkunft verwiesen und die Theorie von der allein seligmachenden „schwierigen Faust“ aufgestellt. Trotz aller Vorarbeit fürchteten die Macher des Kongresses, Guesde könne vermöge seiner Energie und Intelligenz den Kongress für sich gewinnen. Um sich für alle Fälle zu decken, wurde der Abstimmungsmodus geändert, es wurde nicht mehr der Abstimmungsmodus nach Gruppen abgestimmt, und je mehr Gruppen ein Delegirter vertrat, um so mehr Stimmen besaß er. Noch mehr, man gründete vor dem Kongress neue Gruppen, man stellte gefälschte Mandate aus, Alles zu dem Zwecke, Guesde zu vernichten. Erstaunen muß man nur, daß sich ein Mann wie Malon zu solchen Manövern hergab.*

Um Guesde zu bekämpfen, wanderte der radikale Abgeordnete Clovis Hugues, ein politischer Hanswurst, als Delegirter zum Kongress zugelassen, der Pariseiller Gemeinderath zahlte dessen Delegationskosten.

Guesde und seine Freunde wurden keine Vertheidigung verweigert, er beantragte, man solle wenigstens seine Ankläger vom Nationalkomitee nicht zu seinen Richtern machen und mit dem Abstimmungsrecht versehen; umsonst. Man ging so weit, daß den Guesdisten nicht einmal die gleiche Redezeit wie den Gegnern gelassen wurde. Diesen Maßregeln gegenüber blieb Guesde und seinen Freunden (Casargue, Deville, Dreure u.) nur übrig, sich zurückzuziehen. Sie thaten dies, ohne den offiziellen Ausschluß aus der Partei abzuwarten und begaben sich nach Noaune, woselbst sie einen Gegenkongress abhielten und sich als Partei konstituirten.

Die Feinde des Sozialismus freuten sich ob dieser Spaltung, aber noch mehr triumphirten Broussé und seine Helfershelfer. Jeder von ihnen hoffte, jetzt in der Öffentlichkeit eine große Rolle spielen zu können, und dies war Alles, was die kleinen Bernegrosche erstrebt hatten.

Politische Nachrichten.

Bei den sächsischen Landtagswahlen stellt sich das gesammte Stimmenergebnis für die Sozialisten weit günstiger, als es auf den ersten Augenblick schien. Die Sozialdemokratie, die in 18 von 29 in Frage kommenden Wahlkreisen eigene Kandidaten aufstellte, erlangte im Ganzen 13 905 Stimmen, die vereinigten Gegner erhielten 33 450. In 10 Wahlkreisen, in welchen die Partei keine Kandidaten aufstellte wurden 17 069 Stimmen abgegeben. Rechnet man sämtliche Stimmen der Gegner zusammen, so erhielten dieselben 50 515 Stimmen und würde, wenn die Abgeordnetenfrage nach Verhältnis der Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen vertheilt würden (statt daß sie von dem zufälligen Resultat in den einzelnen Wahlkreisen abhängen), die Sozialdemokratie auf 6 Sitze, statt des einen, den sie erhielt, Anspruch haben. Solche Berechnungen haben allerdings keinen

* Malon hat keine Charakterlosigkeit theuer bezahlt. Nach Guesde's Herausdrängung aus der Partei fing Broussé das nämliche Spiel gegen Malon und dessen Freunde an. Malon mußte gehen; er besitzt jetzt keinen Einfluß mehr und hat sich in den „materialistischen“ oder „idealistischen“ Sozialismus verannt, welchen er im Gegensatz zu dem „materialistischen“ Sozialismus Marx' predigt.

praktischen Werth, sie zeigen nur, wie die Dinge ausfallen, wenn sie vernünftig eingerichtet würden. Dazu gehörte freilich in erster Linie auch ein anderes Wahlgesetz als das gegenwärtige, das einen großen Theil Derjenigen vom Wahlrecht ausschließt, die selbst das Reichstagswahlrecht besitzen. Das sächsische Wahlgesetz verlangt, wie wir schon öfter mittheilten, daß der Wähler einen Steuerzuzug von mindestens 3 Mark direkter Staatssteuer entrichte, eine Steuer, die erst bei einem Jahreseinkommen von über 600 Mark eintritt. Ein großer Theil der Arbeiter besitzt aber dieses sehr mäßige Einkommen nicht einmal. In manchen der sächsischen Industriebezirke sind 50—60 pCt. der Steuerpflichtigen unter diesem Satz eingeschätzt und es werden gerade jene Wahlkreise am meisten getroffen, in welchen die Sozialdemokratie den stärksten Anhang hat. Unter solchen Verhältnissen kann also von einer an Zahl namhaften Vertretung der Partei im Landtag niemals die Rede sein. Unter den allergünstigsten Umständen könnte sie es, wie Bebel ausrechnet, unter der Herrschaft des gegenwärtigen Wahlgesetzes auf höchstens 8 bis 10 Sitze bringen. — Der neue Landtag setzt sich zusammen aus 46 Konservativen, 12 Nationalliberalen, 17 Fortschrittler und 5 Sozialdemokraten. Von den Fortschrittlern gelten 6 als unbedingte Anhänger des Mameludenbruders Curt Starke, 6 als „unbedingte“ Anhänger der freisinnigen Partei. In welchem Sinne sich die übrigen 5 Fortschrittler entscheiden werden, ist unbestimmt; wahrscheinlich werden sie lieber sich dem großen Kartellbunde anschließen, als isolirt im Oppositionswinkel sitzen.

Die unumgängliche Nothwendigkeit der Vermehrung der Fabrikinspektoren gesehen — außer den Regierungsorganen — die Blätter aller Parteirichtungen zu. So schreibt z. B. die „Voss. Ztg.“ anlässlich der neuesten Berichte der Gewerbeämter:

Das ganze Reich ist zur Zeit in fünfzig Aufsichtsbezirke eingetheilt. Jeder dieser Aufsichtsbezirke hat einen Aufsichtsbeamten, einen Fabrikinspektor oder Gewerbeamt. Nur in ganz vereinzelten Bezirken, nämlich in Berlin-Charlottenburg, Baden und Bremen, sind dem Beamten zur Unterstützung Assistenten beigegeben. Außerdem hat der Aufsichtsbeamte für den Bezirk Dresden drei Assistenten. Damit aber ist die Zahl der Aufsichtsbeamten erschöpft.

Nun wird man zugeben müssen, daß eine erfolgreiche Kontrolle der Fabriken überhaupt nur möglich ist, wenn die Inspektion in nicht zu langen Zwischenräumen, also jährlich mindestens einige Male zu unbestimmten Terminen, auf welche sich die Fabrikanten nicht vorbereiten können, stattfinden. Das allerdingste Bedürfnis ist sicherlich mindestens die häufigere Revision aller jener Betriebe, in welchen Kinder oder jugendliche Arbeiter zur Verwendung kommen. Diese Forderung sehen wir aber, vielleicht von Dresden abgesehen, fast nirgends im ganzen deutschen Reich erfüllt.

Im Bezirk Dresden haben überhaupt weitaus die häufigsten Revisionen stattgefunden, wie allgemein in den Bezirken des Königreichs Sachsen. Nun giebt es im Bezirk Dresden 805 Fabriken, welche Kinder oder jugendliche Arbeiter beschäftigen. Im Jahre 1886 haben dieselben 1182 Revisionen, darunter 64 wiederholte in derselben Fabrik, stattgefunden. Man sieht, daß auch hier im Allgemeinen auf eine Fabrik wenig mehr als jährlich eine Inspektion kommt, und daß eine große Anzahl von Fabriken, sei es solcher, welche Kinder beschäftigen, sei es anderer, ganz unkontrollirt bleiben muß. Im Bezirk Chemnitz bestehen 1203 Fabriken, welche jugendliche Arbeiter oder Kinder beschäftigen. Statistischermaßen haben 1146 Revisionen im Jahre 1886, darunter 162 in Fabriken, welche in dem gleichen Jahre schon revidirt waren. Für den Bezirk Widaun lauten die Ziffern 907, 1123, 92. Vergleichsweise ist Sachsen hier immer noch außerordentlich günstig gestellt.

Weit ungünstiger ist bereits die Lage der Betriebe in Preußen. Der industriereichste Bezirk Berlin-Charlottenburg zählt 1171 Betriebe, welche Kinder oder jugendliche Arbeiter beschäftigen. In dem ganzen ausgedehnten Bezirke aber haben im Jahre 1886 nur 652 Inspektionen stattgefunden! Es ist also nicht einmal die Hälfte derjenigen Fabriken besichtigt worden, in denen die Aufsicht schon im Interesse der heranwachsenden Jugend auf das Dringendste geboten ist.

Rechnlich lauten die Ziffern für das gesammte Reich. Es bestehen in Deutschland nach Ausweis der Berichte der Fabrikinspektoren 23 642 Betriebe, in denen Kinder oder jugendliche Arbeiter Verwendung finden. Vertheilt man dieselben auf die 50 Fabrikinspektoren, so kommen auf jeden Fabrikinspektor 473 Fabriken. Wie soll ein Fabrikinspektor neben all seinen anderen Geschäften, neben allen übrigen Fabriken — und die Beschäftigung

von Kindern erfolgt doch nur in einer kleinen Kinderzahl von Betrieben — auch nur diese Betriebe beaufsichtigen, in denen die Aufsicht am dringendsten erforderlich ist?

Man muß nach Lage der Sache bekennen, daß heute die ganze Fabrikaufsicht in den meisten Bezirken des deutschen Reiches vollkommen trägerisch ist, zumal ein großer Theil der Zeit der Fabrikinspektoren ohnedies durch die Unfalluntersuchungen und gerichtliche Gutachten in Anspruch genommen ist.

Zimmer, wenn Frankreich eine innere Krise durchmacht, taucht Herr Ferry wieder aus der politischen Versenkung auf, um sich den bürgerlichen Republikanern in angenehme Empfehlung zu bringen. Ueber dieses Muster eines Bourgeoisstaatsmannes schrieb neulich ein österreichisches Arbeiterblatt: Ferry vergißt bei seinem Auftreten, welche Schwindereien und Finanzmanöver er auf dem Kerbholz hat, hoffentlich vergißt dies die Masse nicht. Tunis und Tonking haben Frankreich zu viel gekostet, als daß der Mann, der sie auf dem Gewissen hat, seine Hand nach der Präsidentsur ausstrecken dürfte. In Tunis hatte Ferry's Bruder, Charles Ferry, seinerzeit alle Aktien für einen Spottpreis aufgekauft, Ferry, der damals Minister, erklärte dann den Krieg, der zu Gunsten Frankreichs endete, und die Papiere schnellten in die Höhe; die Familie Ferry hatte auf Staatskosten und mit Hilfe der französischen Soldaten ihre Millionen gemacht. Die Expedition nach Tonking wurde bekanntlich inaugurirt, weil die Familie Ferry für ein Nichts eine Konzession für 15 000 Acres Kohlenminen an sich gebracht hatte. Tonking hat Millionen auf Millionen verschlungen, das Leben Tausender von jungen blühenden Männern gekostet!!! Das Leben Tausender verschlungen, um die Aktien einiger Spekulant im Course zu heben! So treibt man heute Kolonialpolitik!

Der große Berliner Geheimbündeprojekt, welcher gegen Ende Juli durch die Verhaftung eines angeblichen „Zentralkomitees“ eingeleitet wurde, soll am 12. November vor der zweiten Strafammer des Berliner Landgerichtes I zur Verhandlung kommen. An Stelle des krankheitshalber auf zwei Monate beurlaubten Landgerichtsdirektors Käty wird der Landgerichtsrath Marsstein den Vorsitz führen. — Der Breslauer Prozeß wird am 7. November beginnen. Die Zahl der Angeklagten beträgt hier nicht weniger als 38, die Zahl der Zeugen soll Legion sein.

Die Klame für Weltausstellungen schreitet mit der allgemeinen Klame ebenfalls vorwärts. So übertrifft die längst an Industrielle versandten Einladungsakulare zum „Großen Internationalen Wettstreit für Industrie, Wissenschaft und Kunst“ in Brüssel 1888 Alles, was bisher da war. Allein, wie die Zeitungsreklame vielfach eine Täuschung des Publikums anstrebt und für den Kundigen allerhand Blöhen bietet, so ähnlich ist es mit der Klame für Weltausstellungen bescheiden. Nicht, daß wir den Werth solcher Ausstellungen unterschätzen, im Gegentheil; auch wir meinen, es sind internationale Wettbewerbe, die eine außerordentliche Anregung zur Fortentwicklung auf dem Gebiete menschlichen Schaffens geben. Wenn jedoch, wie Prospektus behauptet, diese Ausstellungen als bestes Mittel, „gegen die herrschende Krisis anzukämpfen“ und als „Initiative zur Milderung der Nothlage“ angegriffen werden, dann muß man mindestens die ökonomische Unwissenheit der Veranstalter bewundern. Diese Bewunderung steigt, wenn man sieht, wie unumwunden der Prospekt, der von hochangesehenen Leuten unterzeichnet ist — Ch. Pailis, Bürgermeister von Brüssel, Graf d'Almont, belgischer Regierungsgeneralkommissar u. — den wahren Zweck der Ausstellungen darstellt. Es heißt in dem Sage, der obigen ganz unqualifizierbaren Ansprüchen folgt: „Das Programm, dessen Erfüllung sich der Große Internationale Wettstreit gestellt hat, ist auf dem Grundsatz aufgebaut, welcher die Umwälzungen auf dem industriellen Gebiete bestimmt: besser, schneller und billiger zu fabrizieren.“ — Das ist der Zweck der Ausstellungen! Aber kann „bessere, schnellere und billigere Fabrikation“ bei der heutigem Gütervertheilung der „herrschenden Krisis“ wehren und die Nothlage der Massen mildern? Dem Großkapital eröffnet solche Wettbewerbe allerdings neue Bahnen zu größerem Erwerb, aber die Kleinindustrie, der Handwerkerstand und die Arbeiterschaft hat unter dem heute bestehenden Zuständen, unter der wilden Konkurrenz, unter dem gegenwärtigen Lohnsystem keinen Vortheil. Alles dient der mit Aktienkapitalen wirtschaftenden Großindustrie, die kleine Etablissements und auch den Handwerkerstand mehr und mehr verdrängt. — Wie kommt es nun zu dieser Thatsache gegenüber aus, wenn unter den deutschen Protektoren dieser Ausstellung der bekannte, mittelst Fackelzug angelauchete, als Protektor des Hand-

werkerstandes sich gebende Hofrath Adermann aus Dresden figurirt, der sich zeitweilig, wenn er dem Handwerker schmeicheln will, geradezu als Maschinenstürmer aufspielt. Wird denn der Zweck: „billiger, schneller und besser zu fabrizieren“ nicht durch Anwendung großartiger Maschinen, die einer ununterbrochenen Verbesserung ausgenommen unterworfen werden, erreicht und erreicht? Maschinen, die eben nur das Großkapital in seinen Diensten zu spannen vermag, das Großkapital, das zur Bedienung derselben Arbeiter oder in die Arbeiterschaft herabgeschunkelt, durch die großkapitalistische Konkurrenz erpresste frühere Handwerker und Kleinindustrielle anstellt. Kurzum, das Proletariat wird bei Erfüllung des Ausstellungszweckes vermehrt; die Maschinen werden so verbessert, daß sie immer weniger der Bedienung durch menschliche Hände bedürfen, die eine höhere Bezahlung verlangen, als die Instandhaltung der Maschinen; in Folge dessen können auch die Preise der Produkte sinken. Allein, die große Masse der überschüssig gewordenen Arbeiter, der Arbeitslosen, oder die durch massenhaftes Angebot von Arbeitskraft in ihren Löhnen herabgedrückte Arbeiterschaft kann die „besser, schneller und billiger fabrizierten Produkte“ nicht kaufen, es entsteht eine Stockung im Absatz der Waaren; die Krisis ist fertig oder die bereits herrschende wird verstärkt und permanent. Je größer also der Wettstreit und je erfolgreicher, desto intensiver werden sich die Folgen der vorstehend dargestellten Entwicklung zeigen, desto eher drängen aber auch die so veränderten Verhältnisse zu anderen sozialen Einrichtungen, die wohl oder übel einen anderen Modus der Gütervertheilung, als den heutigen, zum Ausgangspunkt haben müssen. Das ist der einzige, aber auch der beste Trost, den der heutige Wettbewerb der Industrie für die Zukunft bietet. Die Verhärtung der Kontraste fordert in letzter Linie unumwiderrlich den Ausgleich.

Zur Handhabung des Sozialistengesetzes. Der Reichs- und Staats-Anz. veröffentlicht mit einem Male nicht weniger als vier Bekanntmachungen der Reichs-Kommission (gez. Herrfurth), durch welche Verbote und andere Maßregeln, die auf Grund des Sozialistengesetzes erfolgt sind, aufgehoben werden. Die Aufhebung ist in allen vier Fällen am 25. Oktober beschlossen, aber erst am 3. November bekannt gemacht! In einem Falle hat die Entscheidung fast genau ein halbes Jahr auf sich warten lassen! Es sind aufgehoben worden: das von dem Regierungspräsidenten zu Hannover unter dem 24. Juni d. J. erlassene Verbot des Flugblattes: „An die Maurer in Hannover-Linden“, schließend mit den Worten: „Hiermit entziehen wir Euch unseren Brudergruß“, ferner die von der Regierung von Ober-Bayern zu München unter dem 7. Mai d. J. verfügte Anordnung einer außerordentlichen staatlichen Kontrolle über den „Sanitätsverband für München und dessen Vorstädte“, weiter das von dem großherzoglich sächsischen Bezirksdirektor zu Weimar unter dem 22. Juli d. J. erlassene Verbot des „Lokalvereins des deutschen Tischlerverbandes zu Weimar“, endlich das von dem Stadtrath zu Gotha unter dem 28. Juli d. J. erlassene Verbot der periodischen Druckchrift: „Schuhmacher-Fachblatt, Organ der deutschen Schuhmacher“. Unmittelbar im Anschluß an diese Bekanntmachungen veröffentlicht der Regierungspräsident Freiherr v. Junker zu Breslau eine Verfügung, durch welche die dort im Verlage von Robert Conrad erscheinende Zeitschrift: „Breslauer Volksstimme“ verboten wird. — Ferner wurde im Verlaufe dieser Woche verboten: 1. „Der Kampf gegen die bestehende Ordnung“ von Otto Spielberg, Jülich 1887, Verlagsmagazin (J. Schabelig); 2. die Nummer 43 des in Fürth erscheinenden Blattes „Deutscher Michel“ vom 23. Oktober dieses Jahres.

Ein neues Arbeiterblatt. Donnerstag, den 27. Oktober, erschien die erste Nummer der „Arbeit, Organ der Sozialisten Oesterreichs“ nunmehr in Wien. Das Blatt wird von J. Tital als Herausgeber und von N. Hanfer als verantwortlicher Redakteur gezeichnet. Es wird jeden 2. und 4. Donnerstag im Monat erscheinen.

Zwei englische Sozialistenblätter erscheinen in den Vereinigten Staaten. Der „Workmen's Advocate“ (wörtlich: „Arbeiter-Vertheidiger“, Redaktion 781 Chapel Straße, New Haven, Conn.) ist das offizielle Organ der sozialistischen Arbeiterpartei. Er kostet drei Cents pro Nummer, also etwa 12 Pfennige; der „Leader“ („Führer“) in New-York (184 William Straße) hat eine große achtseitige Wochenausgabe zum Preise von fünf Cents. Das Blatt ist ganz sozialistisch gehalten und bringt namentlich eine Fülle von Informationen über die Arbeiterbewegung in New-York.

Wir bitten dringend, alle für uns bestimmten Sendungen nicht nach der Zimmerstraße (wo die Zeitung lediglich Sonnabends an die Expeditoren ausgegeben wird), sondern **Berlin S.O., Oranienstraße 23.** zu adressiren.

Fachverein der Posamentirer und Berufsgenossen.

Für die am 31. Oktober nicht genehmigte Versammlung findet am **Montag, den 7. d. M.,** Abends 8 1/2 Uhr, im **Königstr. Kasino, Holzmarktstraße 72** eine **außerordentliche Versammlung** statt.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Rechtsanwalt Mehrländer: „Freiheit und Zwang im Rechtswesen“.
2. Verschiedenes und Fragelasten.

Verein deutscher Schuhmacher. Großes Tanzkränzchen.

Sonnabend, den 12. November 1887, im **Vorstadt-Casino, Ackerstraße 144.** Anfang 8 Uhr.
Entree für Herren 50 Pf., für Damen 25 Pf.
Alle Kollegen und Freunde des Vereins sind herzlich willkommen.

Cigarren u. Tabake

von **G. Splettstößer, 183 Müllerstraße 183,** neben der Gasaanstalt.

Tuch-, Woll-, Plüsch-, Krimmer-Restehandlg. Karle, Lausitzerpl. 1, Ecke Waldemarstr.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von **Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.**
Keelle Waare. Prompte Bedienung.

Buch- und Steindruckerei
von **F. POSEKEL**
Berlin S.O., Oranien-Strasse 23,
empfehlte sich zur prompten und saubersten Ausführung aller Drucksachen.
Für Vereine fertige ich zu mässigen Preisen:
Auftrase, Jahresberichte, Kassenabschlüsse, Statuten, Circulare, Mitgliebsbücher, Plakate, Programme, Billets etc.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein **Schuh- u. Stiehlwaaren Geschäft** in großer Auswahl von Winterartikeln. Keelle Arbeit. — Solide Preise.
Louis Baake, Schuhmachermeister, Küstriner Platz 8.

Cigarren u. Tabake reichhaltiges Lager von **C. Klein, 15. Mitterstraße 15.** Dasselbst Zahlstelle der Gärtnerei u. Bronceur (S. 60.)

Fachverein der Tischler.

Montag, den 7. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in **Jordan's Salon, Neue Grünst. 28,** **Versammlung.**

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Kögel über „Chemie“ mit Experimenten. 2. Vereins-Angelegenheiten. 3. Fragelasten. — Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Billets zu dem am 12. November in Jordan's Salon stattfindenden Tanzkränzchen sind in der Versammlung zu haben.

Cigarren u. Tabak

eigener Fabrik von **Hermann Laske.** Lieferung von Club-Pfeifen zu en gros Preisen.
20. Rüdorsdorferstraße 20. an der Koppenstraße.

Neue Weltkalender,

Internationale Bibliothek, Neue Zeit, sämtliche wissenschaftlichen Werke, alle Zeitschriften und Monatsblätter liefern ich auf Bestellung frei ins Haus. Auch wird jede Buchbinderarbeit angefertigt.

R. Kohlhardt, Brandenburgstr. 56.

[Nachdruck verboten.]

Wie Jakschimusch europamüde wurde.

Eine Erinnerung von Max Kremer.

Auf der Wiese, die zu dem Grundstück meines Vaters gehörte, lernte ich ihn zuerst kennen. Es war am Vormittage eines sengend heißen Julitages. Ich war damals ein Junge von zwölf Jahren und hatte den Kopf voller Raupen, wie man so zu sagen pflegt, wenn man wie ich der lateinischen Grammatik ewige Urfehde geschworen hatte und die Indianer- und Seeräuberliteratur von A bis Z auswendig wußte. Die Hundstagsferien hatten ihren Anfang genommen, und ich gab mich ganz jenem innerlichen Wohlbehagen hin, das jeder Schüler bei der Aussicht empfindet, sechs lange Wochen das Gebimmel der Schulglocke nicht hören zu brauchen, das die Eigenthümlichkeit besetzt, beim Beginn der Lektion gewöhnlich immer wie die Töne einer armen Sünderglocke zu klingen, bei Eintritt der Pausen eine etwas freundlichere Färbung anzunehmen und beim Schluß des Unterrichts Rehnlichkeit mit den Klängen eines gewissen Glockenspiels zu haben, das der Zanitscharenmusik vorangetragen zu werden pflegt. Ganz abgesehen vom Mittwoch und Sonnabend, wo die Armeisenbergglocke sich in jubelnde Lärchenmusik verwandelt hat.

Und Lärchenmusik war es auch an jenem Morgen, die bezaubernd an mein Ohr klang, als ich lang ausgestreckt im Grase lag und in den blauen Himmel hinausstarrte. Die Sonne stand träge da oben und beleuchtete mit ihrem weißgelben Licht die schlichte norddeutsche Landschaft, die um mich herum in all ihrem eigenthümlichen Reiz ausgebreitet lag.

Wie ein großes Cyclopanauge starrte das Mansardenfenster des weißen steinernen Wohnhauses meiner Eltern durch das saftige Grün des Lindenbaumes, der neben der kleinen grünangestrichenen hölzernen Veranda seine Zweige weit über das kleine Gebäude hinausstreckte, in die Welt hinein. Weiterhin wieder ein paar kleine stilkähnliche Gebäude, die aus der Ferne schon durch ihre schwarzgeputzten rothbraunen Dächer an das heimische Landleben gemahnten. An der einen Seite treibt ein moorähnliches Gewässer träge vorüber, aus dessen grünem Schilf und Binjensträuchern hier und da ein Frosch seinen Kopf hervorsteckt und sein Gequale ertönen läßt, im nächsten Augenblick aber wieder auf den kühlen Grund hinunterschießt, als schade das Licht seinen kleinen Augen, — um doch an einer andern Stelle des Wassers dasselbe Manöver zu wiederholen. Ein paar prächtvolle Pfauen tauben kommen jetzt majestätisch aus ihrem Schlag herausgetrippelt und heben sich mit leisem Flügelschlag in die Lüfte, kreisen ein paarmal, sich kühn überschlagend, um die Gebäude herum und kehren im nächsten Augenblick in ihre kühle Behausung zurück, ärgerlich gurrend, daß das feurige Gesicht da oben noch immer nicht nachlasse, seinen heißen Athem auszuströmen. Weit im Hintergrund, dort, wo das wellenförmige Ackerland sich hügelartig emporthebt, pflügen ein paar Bauern, und ihre Gestalten nehmen sich wie ein paar Ameisen auf einem grünen Teppich aus. Ein leiser Wind erhebt sich jetzt und treibt mir den Duft von blühendem Jasmin und weisprangenden Obstbäumen ins Gesicht als Gruß von meiner Eltern Heim. Das war das Bild jenes Morgens, daß jetzt nach langen Jahren vor meiner Seele auftaucht und wie wehmüthige Klänge eines alten Liedes alte Erinnerungen wachruft: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit —“

Ich verfolgte mit meinen Blicken das Steigen der Lerche, wie sie sich immer mehr in den blauen Aether verlor, und fühlte dabei so etwas wie eine Sehnsucht nach einem fernen Lande, für das ich schon seit Langem schwärmte und mit dessen Gefahren und fabelhaften Wildnissen ich mich schon im Geiste vertraut gemacht hatte. Neben mir im Grase lag ein dickes Buch, dessen letztes Kapitel ich soeben zum soundsovielten Male glücklich mit dem Heißhunger der abenteuerlichen Jugend verschlungen hatte. Es war Gabriel Ferry's „Waldbläufer“, dessen kanadische Hünenfigur ich mir wieder vor die Augen geführt hatte und die ich mit noch größerem Rhythmus zu umgeben wußte, als Ferry das bereits gethan hatte. Dabei träumte ich mit halb offenen Augen.

Vor mir erschienen plötzlich eine ganze Gallerie riesenhafter Trapper, Fallenssteller und Waldbläufer, die ich alle beim Namen kannte und vor denen ich eine ganz besondere Hochachtung hatte. Da war vor allen Dingen der Waldbläufer, begleitet von seinem Freund José, dem „Langschläfer“, der das beste Herz und die sicherste Kugel von der Welt hatte, aber die in der Wildniß sehr dumme Angewohnheit, bis in den Tag hinein zu schlafen, was seinen riesenhaften Gefährten oft in die höchste Wuth versetzen konnte. Dicht hinter den beiden erblickte ich einen alten Mann, dessen noch älterer lahmere Hund, und die Art und Weise, wie er die Stellen, wo seine ihm von den Indianern abgesehenen Ohrmuscheln saßen, durch eine hohe und weite Pelzmütze, die er bis zum Hals herunterzog, zu verbergen suchte, mich an eine weltbekannte Persönlichkeit erinnerte, die unter verschiedenen Masken der Schrecken aller Rothhäute war. Wichtig — es unterlag gar keinem Zweifel, der Anzug aus gegerbtem Hirschfell zeugte dafür

— das war der alte Lederstrumpf, wie er lebt und lebte. Cooper hatte daran Schuld, daß ich ihn gleich erkannte. Dann kam das finstere Gesicht des „blutigen Nathan“ zum Vorschein, auch Ralph oder Rachegeist der Urwälder benannt; dicht hinter ihm watschelte sein x-beiniger Dackelhund, der ihn nie verließ. Weiterhin kam die ehrliche Haut, der „Fährtenfuchser“ zum Vorschein, gefolgt von einem paar Dutzend anderer knorriger Gestalten: dem Stalpjäger, dem alten Knor, der langen Büchse x. Den Schluß bildeten die rothhäutigen Waffenbrüder der Blagefichter als da sind: Kriegsadler, Sonnenstrahl, Chingagoo, Unkas, Curumilla, Tekumseh, der schnelle Hirsch, der schwarze Panther und andere mehr.

Sie traten auf mich zu und begrüßten mich nach Hinterwälderart. Ein mächtiges Feuer wurde angezündet und die Friedensspeise kreiste herum. Dann wurde Kriegsrath gehalten. Die mordgierigen und schuftigen Apachen hatten zu ihren alten Schandthaten eine neue hinzugefügt, indem sie die bildhübsche Tochter eines alten Ansiedlers, nachdem sie ihre Angehörigen niedergemacht, entführt hatten, um sie in das Wigwam eines mächtigen Häuptlings zu bringen, dessen Frau sie werden sollte, als welcher des armen Kindes ein hartes Loos harrte.

Meine Gefährten waren auf der Verfolgung begriffen, als sie mich antrafen und aufforderten, daran Theil zu nehmen. Natürlich willigte ich ohne Zaudern ein. So wurde also berathschlagt, was zuvörderst zu thun sei, da man das Lager der Apachen einige Meilen westwärts von dem unstrigen entdeckt hatte, aber in einer Stärke und Befestigung, die es rathsam erscheinen ließ, die Gewalt der List zu opfern. Merkwürdiger Weise ließ man mich dummen Jungen in diesem Kriegsrath ein gewichtiges Wort sprechen, wozu die alten Geister ernsthaft dreinschauten und nach Beendigung der Rede mir ihren Beifall in Gestalt eines allgemeinen Gemurmel — ganz nach Indianerart — zollten.

Während diese tollen Spukgestalten am hellen lichten Tage ihren Zauber mit mir trieben und mich auf Minuten in das gelobte Land meiner Wünsche und Träumereien versetzten, drang plötzlich dicht neben mir entsetzliches Stiergebrüll an mein Ohr, und noch in dem Bahn begriffen, ich befände mich wirklich in den Wildnissen des fernern Westens, wollte ich nach alter Jägerart blitzschnell nach meiner Büchse greifen, saßte aber mein Buch „der Waldbläufer“ und kam zu dem merkwürdig raschen Bewußtsein, daß ich mich noch immer auf der Wiese meines Vaters befinden müsse, als dessen allerdings etwas überspannter aber doch hoffnungsvoller Sohn.

In dem Stiergebrüll hatte ich mich nicht getäuscht, nur stammte dasselbe von ganz oder doch ziemlich harmlosen Hausochsen, wie ich bald mich zu überzeugen die Gelegenheit hatte. Als ich aufblickte, gewahrte ich eine ganze Heerde dieser für das Fortkommen der Menschen höchst nützlichen Hornviehe, die mit einer wahrhaft ohenähnlichen Seelenruhe das saftige Gras um mich herum abweideten, und durchaus gar keine Notiz von mir nahmen. Wahrscheinlich hielten sie mich für noch zu unreif, um mit mir anzubinden.

Jetzt fiel mir ein, daß mein Vater die Wiese an einen reichen Schlächtermeister der nahen Stadt verpachtet hatte, und ich hatte die Erklärung für das plötzliche Hereinbrechen der um mich grajenden Bierfuchser.

Da ich nun durch die rauhe Wirklichkeit gezwungen zu der Einsicht gekommen war, mich noch in Deutschland zu befinden, so wird man es auch ganz natürlich finden, daß die nächste Folge dieser Einsicht mich auf den ganz vernünftigen Gedanken brachte, diese buntschichtige Ochsenherde müsse absolut auch irgend so etwas wie einen Treiber oder Hirten haben. Wenn man bedenkt, daß ich mit allem Sympathisirte, was eine Art Nomadenleben führt, so wird man es auch wiederum erklärlich finden, daß ich sofort darauf ausging, die intimere Bekanntschaft dieses besagten Ochsenhirten zu machen.

Ich schaute mich um, wo ich ihn finden konnte, aber vergeblich. Endlich!

„Geißte rebber, Liese — geißte rebber!“ Diese Worte galten einer weißen Kuh, der einzigen Vertreterin des weiblichen Geschlechts in dieser Kindviehherde, die es vorgezogen hatte, einen Absteher nach den Salatbeeten des hart an die Wiese grenzenden Gartens zu machen.

„Geißte rebber!“ klang es nochmals, und hinter dem Hinterkastell eines riesigen Bullen wurde die Gestalt eines kleinen Männchens sichtbar, das mit seinen kurzen plummen Beinen die möglichste Anstrengung machte, so schnell als irgend möglich zu dem Thortor des Vergehens der weißen Liese zu gelangen, um dieselbe durch ein paar wohlgemeinte Jagdhiebe auf das Gesehwidrige ihrer Handlungsweise aufmerksam zu machen. Liese war vernünftig genug, in sich zu gehen und auf das erlaubte Terrain zurückzukehren.

Wenige Minuten später war Jakschimusch mein Freund geworden. Eigentlich hieß er Franz Soundso (seinen Vaternamen hatte ich nie erfahren, ich glaube, er wußte ihn selber nicht), aber er wurde nie so genannt. In meiner Heimath wird viel polnisch gesprochen und Franz hatte es nach zehn Jahren glücklich bis zum Jak siemasz gebracht (auf deutsch: wie geht es); weiter kam er nicht. Dieses jak siemasz war sein Stedenpferd,

auf das er sich nicht wenig einbildete. Er sprach es den Tag über hundert Mal und sang es in allen Tonarten. Kam irgendwer zu ihm, so war sein erstes Wort dieses „wie geht's“, nur verstand er es nicht richtig auszusprechen. Jak schimmusch? fragte er, und so kam es denn, daß er mit der Zeit selbst so genannt wurde — von den Bauern, von allen Fleischern der Stadt, von allen Menschen, die ihn kannten. Dabei galt er als ein Original im vollsten Sinne des Wortes und stand in hoher Achtung als Wetterprophet. Trieb er seine Heerde durch das Judenviertel der Stadt, wenn die scheidende Sonne mit ihren goldigen Strahlen noch einmal die schlanken Gestalten der wasserholenden Judenmädchen am großen Brunnen in der Hauptstraße wie mit einem Glorionschein überschüttete, so lief ihm das junge Volk schon von Weitem entgegen und begrüßte ihn wie seinen Propheten. Die kleinen Fleischnauer grüßten ihn von der Thür aus und riefen: „Was wird's Morgen zum Sabbath für Wetter geben, Jakschimusch? Machen Sie uns nicht bang.“

„Gutes, gutes, Herr Krotoschiner, gutes, gutes, Herr Jzak.“

Und die Rebekka vom Pferdehändler Achheim, ein bildschönes Mädchen mit Augen wie Kohlen und rabenschwarzem Haar, rief zu ihrer Mutter herauf, die im Fenster lag:

„'s wird Morgen gehen mit dem weißen Kleid — der Jakschimusch hat's gesagt, 's wird nicht regnen.“

„Der Jakschimusch soll dafür 'ne halbe Gans haben. Sag's ihm Rebekka.“

„Alles, Alles nannte ihn nur Jakschimusch. — Also, wir waren Freunde geworden.“

Wenn sonst Punkt ein Uhr meine Mutter oder irgend Jemand anders von der Steintreppe aus, die zur Weinlaube hinter unserem Hause führte, zum Essen rief, dann empfand mein Magen ein ganz bestimmtes Gefühl, diesem Ruf so schnell als möglich Folge zu leisten. Das war jetzt anders geworden. Die Kartoffeln, die ich mir in Gesellschaft meines Freundes im Feuer, das ich aus getrocknetem Kuhmist angezündet hatte, bratete, schmeckten mir bedeutend besser als ein lufullisches Mahl. Nur auf bestimmtes Zureden Jakschimusch's ließ ich mich schließlich bewegen, dem Rufe von Hause Folge zu leisten — ich muß dabei bemerken, daß dieses Zureden gewöhnlich immer die etwas versteckte Mahnung enthielt, nicht zu verpassen, daß ein armer Ochsenhirt auch hin und wieder den Geschmack von Beaten und Rehnlichem nicht gerne vergessen möchte. Es lag auf der Hand, daß ich meinen Freund verstand und gewöhnlich mit einer Schüssel voll allem Möglichen zu ihm zurückkehrte, die er bis zum letzten Rest auspuzte.

Ich habe nie mehr einen Menschen kennen lernen, der so viel essen konnte, wie Jakschimusch; aber auch nie mehr einen, der so viel Hitze vertragen konnte.

Sein Hauptbekleidungsstück bestand aus einem alten, weiß Gott woher stammenden Almaviva, den er Jahraus, Jahrein trug, und den er liebte wie sein eigenes Leben. Dieser Almaviva hatte vor anderen derartigen nothwendigen Stücken das voraus, in allen Farben des Regenbogens zu schillern. War irgend eine Stelle schadhast geworden oder ein Faden herausgerissen, so wurde ein Flecken daraufgesetzt, ohne den unteren herauszuschneiden. Das that Jakschimusch schon seit Jahren so, und so kam es, daß mit der Zeit der Mantel ein Gewicht annahm, das mir heute noch unbegreiflich macht, wie es auf den Schultern zu ertragen war. Aber Jakschimusch ertrug es bei der größten Hitze. Daß er in der Farbenwahl der Flecken nicht wählerisch war, mußte ein Fehler seines wenig ausgebildeten Geschmacks in derartigen Dingen sein — jedenfalls war er ein zu großer Philosoph, um auf äußerlichkeiten etwas zu geben. Nichts konnte ihn mehr freuen als das Geschenk von Fliden, die er in einem riesigen Beutel, der ihn nie verließ, ansammelte.

Wie ein reicher Sammler seine Antiquitäten betrachtet, so kramte er jeden Tag seine Fliden aus und betrachtete sie still schmungelnd mit einer gewissen Ehrfurcht. Roth war seine Lieblingsfarbe, kein Wunder also, daß sie auf seinem Mantel am meisten prangte. Keine Hausfrau hätte es verstanden, mit größerer Sauberkeit eine Nacht zu nähen, als er es zu Wege brachte. Er nahm seine Ausbesserungen mit einer Wichtigkeit vor, als handle es sich um das Abwägen von Gold. Und ich lag neben ihm im Grase und konnte ihm stundenlang zuschauen, ohne müde zu werden — ohne zu lächeln, wenn er mir den Vortheil pries, den er hätte, wenn er den oder den Fliden anders herumsetzte. So vergingen Wochen.

Eines Tages — ich hatte gerade Gertrüders Fahrten in Südamerika beendet — lag ich wieder an seiner Seite, als ich begann:

„Jakschimusch,“ sagte ich, „Du müstest nach Amerika gehn.“

Er blickte komisch auf und machte „hm, hm.“

„Amerika? hm — ich habe auch schon davon gehört. Das liegt wohl noch hinter Trachenberg?“

Trachenberg war nämlich seine Vaterstadt, und die Reise von dort bis an seinen jetzigen Aufenthaltsort war ihm immer als das Längste vorgekommen, was er in seinem Leben durchgemacht hatte.

„Noch weit hinter Trachenberg — das heißt nach einer ganz andern Richtung — ein paar tausend Meilen weit.“

„Tausend Meilen, hm, hm — nicht möglich. Da muß man wohl ein ganzes Jahr lang fahren?“

„Wo — ein paar Wochen.“

Und nun fing ich an, ihm in glühenden Farben das Leben der Pueros oder Hirten Südamerikas zu schildern, wie es mir aus der Gerstädt'schen Lektüre noch frisch im Gedächtnis war. Wie sie den ganzen Tag zu Pferde sitzen könnten, täglich nur Fleisch zu essen bekämen, Waffen tragen dürften, ihre eigenen Herren seien, reiche Leute werden könnten und noch andere Dinge mehr.

Jaschimusch wurde immer aufmerksamer und aufmerksamer, bis er endlich richtig das Nähen vergaß und vor sich hinstarrte.

„In welcher Richtung liegt denn das — Amerika?“

„Dort, immer geradeaus.“

„Hm — hm — Also zu Pferde kann man da sitzen?“

Siehst Du, das habe ich mir immer schon in meinem Leben gewünscht. Hm — hm —

Seit dem Tage ging Jaschimusch wie ein Träumender umher, so daß er selbst vergaß ein Loch zuzuflicken, das seit geraumer Zeit schon Miene machte, in seinem Almaviva immer größere Dimensionen anzunehmen.

Die Schulzeit hatte mittlerweile wieder begonnen und ich war eines Morgens in Begriff, die Bücher zu schnüren, als ich zu meinem Erstaunen durch das Fenster die Herde vorüberreiben sah, aber einen ganz fremden Menschen als Treiber bemerkte. Es dauerte auch gar nicht lange, so klingelte es an der Haustür und Jaschimusch trat herein, vollständig beladen mit Kisten und Säcken — reisefertig, um — nach Amerika zu gehen.

Wir waren alle erstaunt, aber der gute Kerl brach in Thränen aus und meinte, ich hätte es ihm angethan mit meinen Erzählungen. Gleich darauf hörte ich von meinem Vater zu etwas wie: von einem dummen Jungen den Kopf verdrehen lassen — Unfinn — Hierbleiben —

Aber es half nichts, er trollte von dannen. Er hatte nur ein paar Thaler, aber er wollte genau den Weg gehen, den ich ihm gezeigt hatte — er würde schon an sein Ziel kommen. Wir hatten ihm die Taschen mit Esswaaren vollgestopft, und so ging's denn los.

Meine Lehrer von damals mögen es mir heute noch verzeihen, daß ich an jenem Vormittage die Schule schwänzte und meinen originellen Freund eine ganze Meile begleitete. Unter einem Weidenbaume machten wir dann halt und trennten uns. Wir weinten alle Beide, und ich wäre am liebsten gleich mitgegangen. Ich trug ihm Grüße auf an alle möglichen und unmöglichen Indianerstämme, denen er begegnen sollte, gab ihm den guten Rath, sich einen ordentlichen Revolver zu kaufen und sich im Schießen zu üben. Zu guter Letzt legte ich ihm an's Herz, sofort nach seiner Ankunft zu schreiben. Der gute Jaschimusch! Heute noch begreife ich das Gesicht, das er machte, als ich von Schreiben sprach! Er sollte schreiben, er, der nie eine Feder in seiner Hand gehabt hatte — o — der Schlag muß hart für ihn gewesen sein!

Eine Woche war wieder vergangen. Es war an einem Sonnabend Nachmittag, als ich zur Wiese wanderte. Aber wer sah denn da?! Ich traute meinen Augen kaum! „Jaschimusch!“ rief ich. Richtig — es war keine Täuschung, er antwortete, er war's wirklich.

„Hurrah! Jaschimusch, da bist Du ja —! Aber was fehlt Dir, Du weinst ja?“

„Ich muß beinahe bis dicht heran gewesen sein, denn ich bin drei lange Tage hintereinander gelaufen — aber ich konnte nicht weiter — ich konnte es wirklich nicht über's Herz bringen —“

„Aber was ist Dir denn?“

„Meinen — meinen Hlidenbeutel haben sie mir gestohlen auf der Landstraße. Ich — ich konnte ohne den nicht weiter.“

Es that mir weh, aber ich konnte nicht anders — ich mußte in ein lautes Gelächter ausbrechen.

„O — mein Hlidenbeutel, mein Hlidenbeutel!“

Wollte ich meinen Freund ruhig sehen, so mußte dem schrecklichen Uebel abgeholfen werden. Wir wanderten Beide zu meiner Mutter, wo leider den armen Jaschimusch erst eine neue Lachsalve empfing, dann aber kehrte er, beladen wie ein Tröbeler, seelenvergnügt nach seinem alten Platz zurück. Die ersten Tage hatte er vollauf mit dem Sortiren seiner originellen Sammlung zu thun, bis er dann wieder in's alte Geleise kam und abermals von seiner Reise sprach. Er wollte täglich ausbrechen, aber immer hielt ihn der Gedanke an den abermaligen Verlust seiner bunten Sammlung davon ab.

Jaschimusch hat noch manchen Hliden auf seinen Almaviva gesetzt, aber nach Amerika ist er nie gekommen.

Die Unglücksfälle auf Bauten und die Richter.*)

Das Reichsgericht hat am 11. Juni d. J. in Folge eines besonderen Falles den Rechtsgrundsatz aufgestellt: „daß der Bauunternehmer für alle bei dem Bau

*) Der hier wiedergegebene Aufsatz geht uns von einem Manne zu, der seit langer Zeit in der Bauhandwerkerbewegung steht. Wir bringen den Artikel — ohne für alle seine Ausführungen einzutreten — als Beitrag zu einer Frage, die nach den neuesten massenhaften Unglücksfällen wieder mehr denn je erörtert wird, und die nicht eher entgültig gelöst sein wird, als bis die private Konkurrenz überhaupt beseitigt ist durch die genossenschaftliche Arbeit. So lange man, wie es im heutigen Wirtschafts-system der Fall ist, um so mehr verdient, je elender man baut,

vorgekommenen Unglücksfälle zivilrechtlich verantwortlich ist, sofern er nicht den Nachweis erbringt, daß seinerseits alle Vorkehrungen zur Verhütung der Unglücksfälle getroffen sind.“ Hieran knüpfen die mit leitenden Kreisen in Fühlung stehenden „Berliner Politischen Nachrichten“ eine längere Betrachtung, in welchen sie meinen, daß sich ähnliche Gesetzesanwendung auch für das Gebiet des Strafrechts empfehle. Denn, würde der Bauunternehmer erst regelmäßig für die durch Vernachlässigung der Regeln der Baukunst bei seinen Bauten eingetretenen Unglücksfälle bestraft und zum Schadenersatz, insbesondere zum Ersatz der Unfallrente herangezogen, so dürften die Fachkundigen wohl zu einem guten Theil von der Uebernahme von Bauten abgeschreckt und den schlimmsten Erzeugnissen der Gewinnsucht auf Kosten des Lebens und der Gesundheit Dritter würde vorgebeugt werden.

In dieser Auslassung der „Berliner Politischen Nachrichten“ wird also die Behauptung aufgestellt, daß bis jetzt die Bauunternehmer nicht regelmäßig, also doch wohl nur selten für Verstöße gegen die Regeln der Baukunst bestraft werden, wenn durch solche Vernachlässigungen Unfälle entstehen.

Wir müssen zugeben, diese Behauptung beruht zum großen Theil auf Wahrheit. Es gelingt wirklich nur selten bei Unglücksfällen auf Bauten den Richtern die Ueberzeugung von der Schuld eines der dabei Beteiligten beizubringen und es erfolgt in der Regel die Freisprechung der Angeklagten.

Es liegt uns sehr fern, hieraus einen Vorwurf für die Richter herzuleiten. Im Gegentheil, wir erkennen an, daß da, wo politische und besonders sozialpolitische Dinge nicht in Betracht kommen, wo es sich nicht um die Gegensätze von Kapital und Arbeit handelt, die Urtheile unserer Richter in der Regel sachgemäß und ohne Voreingenommenheit gefällt werden, und daß man hier öfter wie sonst sagen kann, die Richter haben nicht anders urtheilen können.

Wir hoffen auch nicht, daß man in das Strafrecht andere Grundsätze einführt und den Bauunternehmer etwa ebenso stellt wie einen verantwortlichen Redakteur, daß man gegen ihn von vornherein annimmt: er wäre in jedem Falle Mitschuldiger, er beweisze denn, daß er nicht habe Mitschuldiger sein können, weil äußere Umstände ihn daran verhinderten. Wir finden diese Rechtsannahmen auch dem Redakteur gegenüber für hart und unrecht, und möchten sie daher durchaus nicht verallgemeinert sehen.

Wir sind der Ansicht, man muß jedem Angeklagten seine Schuld beweisen, ehe man ihn verurtheilen kann, man darf ihn nicht von vornherein für schuldig annehmen und ihm aufgeben, sich zu reinigen. Wir denken, die große sittliche Erregung, die sichtlich jedesmal das Volk durchzittert, wenn ein Fall der Verurteilung eines Unschuldigen an's Licht kommt, muß wohl zeigen, daß das Rechtsgefühl des Volkes sich eher damit abfindet, wenn ein Schuldiger freigesprochen, als wenn ein Unschuldiger verurtheilt wird. Die zivilrechtlichen Grundsätze können hier unmöglich Platz greifen. Zivilrechtlich handelt es sich doch einfach darum: Wer trägt die Kosten, für wessen Rechnung ist der Unglücksfall zu buchen? Eine Partei muß doch den Schaden tragen, und es fragt sich nur, welche das ist. Da kann der Richter ganz gut sagen, der Unternehmer bezieht in dem Preise, den er für die Arbeit erhält, zugleich die Prämie für das Unfallrisiko. Er muß die Kosten tragen, wenn er nicht nachweist, daß er Alles gethan hat, was sich thun läßt, um den Unfall zu vermeiden, daß der Unfall also von ihm nicht verhindert werden konnte.

Schickt ein nicht baupfändiger Bauherr den fachkundigen Bauleiter fort, nachdem der Rohbau vollendet, die Balken und Fußböden verlegt, das Dach gedeckt und die Treppen hergestellt sind, indem er meint: jetzt könne nichts mehr passieren und er könne das Honorar für den Architekten sparen, während der Töpfer die Desen setzen und Maler, Tapezierer, Tischler und die anderen im Hause hantiren, so mag er immer zum Schadenersatz verurtheilt werden, auch wenn nur ein mäßiges Versehen, seitens der Bauleitung, die er nun selbst führt, vorliegt. Er hat in dem erparten Honorar seine Versicherungsprämie erhalten, es ist seine Schuld, wenn sie vielleicht zu geringe bemessen erscheinen mag. Strafrechtlich wird der Fall aber nach andern Grundsätzen zu behandeln sein.

Das Unfallversicherungs-gesetz macht freilich den Rechtsanspruch auf Ersatz der Rente von der gerichtlichen Verurteilung des Unternehmers durch den Strafrichter abhängig. Die Berufs-genossenschaft entlastet den Unternehmer in all den Fällen, in welchen gegen ihn nicht eine strafrechtliche Verurteilung vorliegt, und man hat diese Bestimmung des Unfallversicherungs-gesetzes seiner Zeit nicht mit Unrecht eine gute genannt. Man wollte dadurch vermeiden, daß der Unternehmer wirtschaftlich durch seine Haftpflicht bei Unglücksfällen zu Grunde gerichtet werde. Ebenso wie der verunglückte Arbeiter gegen die wirtschaftlichen Nachteile eines Unfalles eine gewisse Sicherstellung erhielt, sollte nun auch der Unternehmer gesichert werden, mit Ausnahme der Fälle, in welchen ihm ein großes Verschulden durch den Strafrichter nachgewiesen würde. Die Berufs-genossenschaft soll das Wag-niß der Gefahr auf gemeinsame Schultern nehmen. Will man jetzt durch eine Aenderung der Grundsätze der Recht-

so lange also geradezu eine Prämie auf die Schuldproduktion gesetzt ist, so lange werden die Unternehmer auch gierig nach dieser zu verbienenden Prämie streben und Schindbauten aufzuführen. Alle behördlichen Maßregeln können den heutigen stillen Massenmord nur lindern, aber nicht unterdrücken. Am meisten vermöchte noch die Aufsicht und öffentliche Kritik der Arbeiter und Arbeiter-organisationen Gutes zu wirken — aber man weiß ja, wie es in der Aera Puttkamer damit ausschaut. D. Red.

sprechung wieder die Genossenschaft durch die einzelnen Unternehmer entlasten? Wir denken, man wird sich sehr besinnen, bis man zu diesem Schritte gelangt.

Die Annahme, durch welche man eine Aenderung der Grundsätze der Rechtsprechung begründen will, daß dadurch „fachkundige“ Unternehmer von der Uebernahme von Bauten abgehalten werden sollen, beruht auch auf einer falschen Anschauung.

Wie schon die Erfahrung der letzten Zeit gelehrt hat, kommen viele und große Unglücksfälle auf solchen Bauten vor, die von, wir wollen sagen, „durchaus zünftigen“ Bauunternehmern geleitet sind. Ueberhaupt kommen fachkundige Bauunternehmer als Leiter von Bauten viel seltener vor, als man jetzt gern dem Publikum und den nicht fachverständigen Regierungsbeamten glauben machen möchte. Bei jedem einigermaßen bedeutenden Bau ist es ganz unmöglich, daß ein fachkundiger den Bau leitet. Der Bauleiter muß fachverständlich sein. Es kann aber vorkommen, daß seine Sachkenntniß nicht ganz ausreicht, daß er sich selbst überschätzt, daß er leichtsinnig meint, dem vorliegenden Falle gewachsen zu sein, während er es wirklich nicht ist. Solchem Leichtsinne gegenüber helfen strafrechtliche Bestimmungen wenig. Der Leichtsinno meint eben, es wird ja nichts vorkommen, es wird ja wohl gut gehen!

So nebenbei bemerkt, der Zwangsbefähigungsnachweis wird in solchen Fällen höchstens schädlich wirken, indem er die Selbstüberhöhung leichtsinniger Personen noch stärken wird und sie noch leichter verleiten wird, Ausführungen zu übernehmen, welchen sie nicht gewachsen sind.

Die eigentlichen Bau-schwindler und Hersteller der Pfuschbauten sind aber in der Regel sehr fachkundige Männer, wenn sie auch zuweilen nur unscheinbare Titel führen. In der Regel sind es ausgelernete Kunden, die sehr wohl wissen, was sie machen. Sie sind vorsichtig genug, um größere Unglücksfälle zu vermeiden. Nur selten wird einer zu kühn und erlebt dann einen Einsturz, wenn noch ungünstige äußere Umstände dazu kommen.

Man hat manchmal wohl den geheimen Wunsch, es gelänge, solch einen Bau-schwindler zur Strafe zu bringen, wenn man sieht, mit welcher Kühnheit er bis an die Grenzen des Möglichen geht. Aber es kommt auf seinen Bauten zu keinem Unfall. Das Haus wird fertig und wird verkauft, wird bewohnt und sieht, gehalten von den Nachbargrundstücken, so gut wie ein solide gebautes Haus, wenn auch nicht so lange.

So wenig ein anderer Verbrecher, der das Verbrechen gewohnheitsmäßig betreibt, sich durch Strafen abhalten läßt, so wenig ein viel bestrafter Dieb der Strafen wegen das Stehlen läßt, ebenso wenig wird ein Bau-schwindler durch Strafen von seinem Treiben abgehalten werden.

Was aber die Entschädigungspflicht anbelangt, da weiß ein Schwindler sich sicher zu stellen. Wer nichts hat, dem nimmt man nichts. Uebrigens sei noch nebenbei bemerkt, ein fachkundiger Bauunternehmer hat durch Bestellung eines fachkundigen Bauleiters alles gethan, was er thun konnte, um Unglücksfälle zu vermeiden.

Wir glauben aus solchen Gründen nicht, daß es gut und wünschenswerth wäre, die Rechtsprechung bei Bau-unglücksfällen werde in ihren Grundsätzen, um leichter zur Verurteilung zu gelangen, eine andere. Es bleibe uns aber noch zu untersuchen, wie es kommt, daß die Richter heute wirklich so selten den Schuldigen zu finden wissen.

Wenn wir schon gesagt haben, daß es durchaus ausgeschlossen ist, den Richter eine Parteilichkeit für die Bauunternehmer zuzutrauen, so muß es äußere Gründe geben, die die Erforschung der Wahrheit sehr erschweren.

Dem ist wirklich so, wie jeder Fachkundige es gerne zugeben wird.

Diese Gründe sind wieder zweierlei Art. Sie finden sich erstlich in den Verhältnissen der Baustelle und zum anderen in unserer Gerichtsverfassung. Die Verhältnisse auf der Baustelle begünstigen ein Verdunkeln des Thatbestandes außerordentlich. Ein größerer Unfall, besonders wenn er mit einem Einsturz von Bauthellen verbunden ist, läßt sehr selten genau feststellen, wie Alles vor dem Einsturz gewesen ist. Selbst von den Beteiligten, von den Arbeitern auf dem Bau haben die meisten den Einzelheiten vor dem Einsturz keine Beachtung geschenkt. Der Maurer, der Zimmerer, der Steinträger, sie verrichten ihre Arbeit fleißig und mit Eifer, zum Herumgaffen haben sie wenig Zeit. Vielen ist es auch ganz gleichgültig, was neben ihnen geschieht. Solche, welche einen besseren Ueberblick haben, sind nicht gerade häufig und meistens auf den Bauten nicht sehr gut beim Herrn Polier angeschrieben. Durch Zeugenausagen ist also bei einem Unfall meistens nur sehr mangelhaft der Thatbestand festzustellen. Die Zeugen wissen wenig und widersprechen sich unter einander. Ja, nicht häufig sind die Aussagen der einzelnen Zeugen widerspruchsvoll. Dem Richter und Polizeibeamten, die die ersten Vernehmungen machen, fehlen die nöthigen technischen Kenntnisse, um manche Widersprüche gleich zu erkennen und aufzuklären. War doch beim Einsturz der Zimmerung am Eiskeller bei Berlin vor etwa zwei Jahren nicht einmal nachzuweisen, ob eine Verschwertung des gerichteten Bauteiles vorhanden gewesen oder nicht, was einem Techniker kaum glaublich erscheinen wird.

Dabei ist bis jetzt noch der günstigere Verlauf der Sache angenommen, daß wirklich nichts geschehen ist, um den Thatbestand absichtlich zu verdunkeln.

Dazu ist aber für einen einigermaßen kaltblütigen Schuldigen die günstigste Gelegenheit in dem ersten Augenblick nach dem Eintritt des Unglücks und wird die Gelegenheit dann auch regelmäßig tüchtig ausgenutzt. Im

Eifer des Hilfeleistungens und Aufräumens achtet Niemand darauf, wo die zertrümmerten Striche und Seile, die gebrochenen Masthölzer bleiben, ob Gegenstände beseitigt oder andere herbeigebracht werden. Niemand weiß später zu sagen, ob die vorhandenen Materialien wirklich dieselben sind, die vor dem Unglücksfall verwendet wurden. Lästige Zeugen zu beseitigen ist auch nicht gerade schwer. Der Arbeiter neigt schon aus allgemein menschlichen Gefühlen dahin, zu sagen: „Warum soll ich angeben? Die Todten werden nicht lebendig, wenn der Polier bestraft wird, auf dem doch zuletzt die Sache wieder sitzen bleibt, ich melde mich nicht!“ So ist dem Arbeiter auch bekannt, daß er als Zeuge viel Lauferei und Verschämmiß hat, um die Zeugengebühr oft feilschen muß, und dabei nie eine volle Entschädigung seiner Verschämmiß erhält. Er zeugt also nicht gerne und sucht sich vor dem Verhördwerden zu drücken oder seine Aussagen, so weit es geht, bedeutungslos erscheinen zu lassen und läßt sich von dem Unternehmner oder seinem Stellvertreter leicht „verschleichen“, wenn sie sein Zeugniß fürchten, so daß er später nur schwer oder gar nicht zu finden ist. Der Thatbestand an sich ist also ziemlich unvollständig zu ermitteln.

Nun kommen die Sachverständigen! Der Staatsanwalt mit seinem Monopol, die Anlage zu führen, ist als Beamter mit der Auswahl der Sachverständigen auf die Baubeamteten des Gerichtsbezirks angewiesen. Diese treiben das Geschäft, als Sachverständige zu wirken, als eine ihnen sehr lästige Pflicht, natürlich pflichtgemäß, aber in der Regel ohne besonderen Eifer und können auch nicht viel Zeit auf diese unangenehme Nebenbeschäftigung verwenden, da ihre anderen Berufsgeheimnisse sie abhalten. Es ist also kein Eifer da, in das Dunkel der Thatfachen ein helles technisches Licht von mindestens unparteiischer Seite zu werfen. Ausnahmen kommen ja vor, daß ein Baubeamter als Sachverständiger sich berufen fühlt, einseitig Material gegen den Angeklagten zu sammeln und das Material abzuschwächen, das zu Gunsten des Angeklagten zeugt, seine Stellung wird dadurch aber einer gut vorbereiteten Verteidigung gegenüber oft nicht gerade beneidenswert.

Der Staatsanwalt muß also die Sachverständigen nehmen, die ihm der Zufall bietet, und sie haben kein rechtes Interesse für die Sache, die ihnen lästig ist; dazu kommt, daß besonders in kleineren Orten zwischen den Baubeamteten und den Unternehmern Beziehungen bestehen, die es dem Baubeamteten unangenehm erscheinen lassen, sehr strenge mit dem Unternehmer in's Gericht zu gehen. Diesem Sachverständigen der Staatsanwaltschaft fehlt die Verteidigung, der es meistens auf die Kosten nicht ankommt, ausgewählt tüchtige, redegewandte und schlagfertige Techniker von Ruf und Ansehen entgegen. Diese sind ja auch der Theorie nach unparteiische Zeugen, es macht ihnen aber oft ungemeinen Spaß, nun den Herrn Kollegen Sachverständigen tüchtig aussitzen zu lassen und dies gelingt gar nicht selten über Erwarten gut.

Wir haben gehört, wie einmal der Staatsanwalt sagte, nachdem der Sachverständige der Verteidigung gesprochen: „Meine Herren Richter! Ich stelle den Antrag, die Sache zu vertagen und einen neuen Termin an Ort und Stelle anzuberäumen. Bis heute erschien mir die Sache durchaus klar und unzweifelhaft spruchreif. Nachdem der Herr aus Berlin gesprochen hat, sehe ich aber, daß wir von vorne anfangen müssen.“ Der Gerichtshof beschloß demgemäß und nach mehreren weiteren Terminen erfolgte eine Freisprechung, weil der Gerichtshof keine Ueberzeugung hatte gewinnen können.

Die Sachlage ist in Unternehmerkreisen sehr bekannt. Die „Baugewerkszeitung“ sprach einmal von der Gefahr der Unternehmer, wegen Unglücksfällen verurteilt zu werden, wenn ihnen nicht „durchaus fähige Experten“ zur Seite stehen. Sie wußte ganz genau, was sie damit meinte.

Die Umstände und die Gerichtsverfassung erschweren dem Richter bei Unglücksfällen auf Bauten, den Schuldigen zu ermitteln, das ist eine unbestreitbare Thatfache, wer will aber den Richter deshalb auf Bahnen drängen, die leider in politischen Prozessen beschritten werden, um Verurteilungen zu erzielen, mit welchen das Rechtsbewußtsein des Volkes durchaus nicht übereinstimmt? Wir sind sicher nicht.

Bei Untersuchung von Bau-Unglücksfällen würde es sich vielleicht empfehlen, die Aufnahme des Thatbestandes durch bauverständige Schöffen vornehmen zu lassen, obgleich wir nicht garantieren wollen, daß auch da das Sprüchwort: Eine Krähe hadt der anderen nicht in die Augen! nicht doch zur Wahrheit würde.

Zum Vermeidern der Unglücksfälle würde eine tüchtige Baupolizei, Abschaffung der Akkordarbeit, die die Arbeiter zu Mitschuldigen der Unternehmer macht, und Kontrolle der Bauten durch die Arbeiter in ihren freizugebenden Vereinigungen immer am sichersten zum Ziele führen.

Für die Maurer Berlins.

Das Ergebnis der Fragebogen über die Arbeitsverhältnisse der Maurer Berlins ist in Kürze das Folgende:

Auf 100 Neubauten, von denen Antworten vorliegen, waren Anfangs Oktober 2316 Gesellen beschäftigt; im Durchschnitt also auf einem Neubau 23,16 Mann. Zu gleicher Zeit sind 153 Lehrlinge vermerkt, also 1,53 pro Bau.

Der Lohn betrug bei den 100 Bauten:
auf 4 Bauten pro Stunde 50 bis 55 Pf.
" 52 " " " 50 "
" 21 " " " 47 1/2 " 50 "
" 20 " " " 45 " 50 "
" 3 " " " 42 " 47 1/2 "

Auf nahezu der Hälfte der Bauten (44 pCt.) war also der Tarif von 50 Pf. pro Stunde nicht streng durchgeführt. Ferner ist auf 21 Bauten des Abends bis 7 Uhr und länger, auf 16 Sonntags gearbeitet worden.

Die Art der Arbeit wird bezeichnet: auf 40 Bauten mit „reell“, auf 50 Bauten mit „ziemlich reell“, auf 10 Bauten mit „Pfusch“ und „Schaarwerksarbeit“.

Ueber das Verhalten der Kollegen untereinander wird leider vielfach geklagt; besonders bleibt auf den Bauten, wo ungleicher Lohn gezahlt wird, viel zu wünschen übrig. Die schlechter Bezahlten suchen den höheren Lohn zu beziehen und die Bessergestellten drücken durch ihr gewaltsames Arbeiten den Lohn der Zurückbleibenden, so daß vielfach gehässige Reibungen entstehen.

Die Meister sind den Gesellen gegenüber meistens anfälliger als die Poliere. Gerade die Emporkömmlinge unter diesen können oft nicht vornehm genug auf ihre ehemaligen Kollegen herabsehen. Freilich heißt es da bei Vielen: wie lange wird's noch dauern, dann geht ihr wieder mauern!

Besonders hervorzubeben ist noch, daß auf nicht weniger als 52 von den genannten 100 Bauten wieder das alte Trucksystem herrscht. Der „Markenbeutel“ geht wieder um, und es ändert nichts an der Sache, ob der Polier direkt das Blech verausgabt oder nicht. Den Nutzen hat der Polier immer, der hierdurch zum Ausbeuter der Maurer wird — entweder erhält er von dem Budiker für jede Mark seine zehn Pfennige Provision oder er ist und trinkt umsonst. Der Polier beutet hierdurch selbst diejenigen aus, die keine Marken nehmen und frei beim Budiker kaufen, indem ihnen dort ihre Portionen selbstverständlich um das verkürzt werden, was der Polier bekommen hat. Der Einholer könnte ja allenfalls zu einem anderen Budiker gehen, aber zu dem einen muß er sowieso wegen der Blechmarken, er kauft also auch für die andern dort und nirgendwo anders ein. Mit den Blechmarken sind natürlich die Maurer an den einen Lieferanten gebunden; sie müssen die Waare nehmen und wenn sie zuweilen ungenießbar, verdorben und voll Mäden ist. Durch jahrelange Kämpfe war es den Berliner Maurern gelungen, diesem Krebsgeschaden ein Halt zu geben. In öffentlichen Versammlungen wurden diese Uebel bloßgelegt, und vor acht Jahren griffen sogar die Behörden ein, indem durch Tafelschlag auf allen städtischen und fiskalischen Bauten — bei Strafe der Arbeitsentziehung für die Unternehmer — verboten wurde, Vorrichtungen in Form von Marken zu gewähren. Seitdem die Maurerbewegung unterdrückt worden ist, fühlen sich die Unternehmer wieder Herr im Hause und das alte Uebel wächst wieder zur alten Höhe empor. Wann wird es besser werden?

Wir fügen dieser Notiz gleich die Abrechnung über Einnahme und Ausgabe für die verunglückten Berufsgenossen in Berlin an.

Einnahme.	
Von den Lithographen der Doppelbergischen Fabrik	29,05
Expedition der „Staatsbürger-Zeitung“	32,31
Maurer Julius Meißner	12,15
Marktballenbau Dresdenerstraße	6,85
Maurer Salomon	2,50
Maurer Wilhelm Koll	18,50
Maurer August Pecher in Apolda	11,00
Restaurant Preter in Berlin	1,00
Maurer Grunow, Markthalle Andreasstraße	10,70
Durch Moritz Schulz, Fachverein Altenburg	15,00
Durch Herrn Langemann in Weienleben	5,25
Durch Albin Schöffel in Gleichenstein bei Halle a. S.	246,25
Durch W. Frein in Hagen i. W.	6,10
Vom Fachverein in Hagen i. W.	23,30
Durch Weinholz in Halle a. S.	3,10
Durch Herrn Lobanien in Halle a. S.	5,05
Verband deutscher Zimmerleute in Berlin	5,60
Durch Herrn Pöpy, Maurer in Chemnitz	33,95
Durch Herrn K. Kierichle in Frankfurt a. O.	61,64
Von der „Vollstribüne“ (Thieme N. 3, 75, Belten 50 Pf.)	4,25
Dilletanten-Verein „Globe“	80,00
Maurer G. Bachmann, Kottbus	10,00
Durch G. Panfow in Berlin „Grundstein zur Eingkeit“	146,30
Von Herrn Gödrck in Berlin	98,30
Summa	867,95
Ausgabe.	
Durch Herrn Gödrck an die am Siechenhaus Verunglückten verteilt	113,15
Für Brief-Porto und Postgeld	5,90
Bücher und Schreibmaterialien	3,45
Verschämmiß-Kosten, Pferde- und Eisenbahnfahrt-Auslagen	43,25
Für Kränze und Palmenzweige für die Verunglückten am Siechenhaus	37,00
An Wittwe Künze, Alt-Landsberg (Künze verunglückte am Industrie-Gebäude und starb am 28. September 1887, 5 Kinder)	100,00
An Herrn Rütige (verunglückte am 17. Juni 1886 in der Kaiser Wilhelmstraße, Knöchelbruch, 2 Kinder)	20,00
Unfall in Friedrichshagen.	
Wittwe Pöschke in Erkner (5 Kinder)	130,00
Wittwe Maus in Friedrichshagen (5 Kinder)	130,00
Maurer Petril in Bergebrück bei Müdersdorf (schwer verletzt, 3 Kinder)	50,00
Wilhelm Seidel in Köpenick (schwer verletzt, 2 Kinder)	40,20
Zweiter Unfall am Siechenhaus.	
Frau Wittwe Wirth	75,00
Für den Sohn des verstorbenen Maurers August Stöwe durch Herrn Gödrck ein Sparfassenbuch angelegt auf	100,00
Für Kranz zur Beerdigung	20,00
Summa	867,95

Allen Gebern im Namen der Hinterbliebenen besten Dank.

H. Bodt, Berlin, Dresdenerstr. 112.

Kleine Mittheilungen.

Arbeiter für die Fabrikinspektion heranzuziehen — diese Notwendigkeit wurde auch auf dem letzten internationalen Kongress für Hygiene in Wien betont. Herr Smith (London) beantragte: „Bei der Gewerbe-Inspektion haben drei Kategorien von Beamten zusammenzuwirken: erstens, Ärzte für den rein sanitären Theil der Aufgabe; zweitens, Techniker für die Feststellung und

Durchführung der technischen Details; drittens, Arbeiter zur Aufdeckung und Verfolgung der Schliche („Tricks“) der Fabrikanten, welche sie anwenden, um das Gesetz zu umgehen.“ Die letzte Kategorie ist von den Arbeitern selbst zu wählen.“ In längerer Rede begründete Smith den letzten Teil seines Antrages etwa folgendermaßen: Die Erfahrung in England habe gezeigt, daß Inspektoren aus den „gelehrten“ Ständen bei bestem Willen und altem Eifer den Kniffen der Fabrikanten nicht gewachsen seien, die das Fabrikgesetz in schlauerer Weise zu umgehen und diese Umgehungen zu verheimlichen wissen. So fährt er an, daß die Inspektoren niemals Kinder in den Backstuben fanden, trotzdem sie bestimmt mußten, daß trotz des gelegentlichen Verbotes in allen Bäckereien Londons Kinder verwendet werden. Sie konnten eben nicht wissen, daß die Kinder, sobald der Inspektor naht, einfach in die „Mehl- fässer gesteckt werden, wo sie keiner sucht, der den „Trick“ nicht aus Erfahrung kennt. Seit einiger Zeit werden nun allerdings in England auch Arbeiter zu Inspektoren ernannt. Aber die Besetzung dieser Posten werde von der Regierung zu politischen Zwecken ausbeutet, man verleihe diese Stellen als Belohnung für politische Korruption zu verwerthen. Darum sei es notwendig, um nach oben unabhängige Inspektoren zu gewinnen, sie von den Arbeitern selbst wählen zu lassen. — Der Antrag erregte natürlich bei den Bourgeois gelehrten allgemeines Schütteln des Kopfes und war viel zu vernünftig, um angenommen zu werden.

Ueber die Wirkung der Nacharbeit auf die Arbeiter äußerte — ebenfalls auf dem Wiener Kongress — der schweizerische Fabrikinspektor Dr. Schuler: „Die Nacharbeit übt in jeder Beziehung einen nachtheiligen Einfluß aus. Wenn Sie den Arbeiter fragen, wird er Ihnen sagen: wenn ich um 6 Uhr Abends an die Arbeit gehe und Morgens 6 Uhr wieder entlassen werde, kann ich allerdings den ganzen Tag im Bette liegen, aber schlafen kann ich nicht, ich kann bei hellem Tage, wenn meine ganze Familie um mich ist, nicht schlafen; wenn ich dann wieder an die Arbeit gehe, bin ich müde, ich bin herumgekommen. Zugleich hört man auch von den Arbeitern die Klage, daß sie keinen Nutzen von den höheren Löhnen haben, die für die Nacharbeit gezahlt werden, sie haben nur noch Nachteile davon; wenn sie die Nacht frisch und munter bleiben wollen, brauchen sie zu essen, zu trinken, das kostet alles Geld, und schließlich haben sie weniger als zuvor. Die Arbeiter sind also dagegen. Ganz abgesehen von den Löhnen — sind die Leute bei der Nacharbeit schlaff, sie sind nicht gehörig ausgerollt, und wenn der Morgen kommt, sind sie zu nichts fähig. Es passieren sehr viel mehr Unfälle bei Nacht, als bei Tage, nicht nur weil die Beleuchtung mangelhaft ist oder weil die Arbeiter eher in die Maschinen geraten, sondern deswegen, weil sie stumpfsinnig und schlaftrunken bei der Arbeit sind.“

Pferdefleisch wird bald die Hauptnahrung der Proletarier sein, d. h. jener, die überhaupt noch etwas zu essen haben. In Wien wurden im dritten Quartal des laufenden Jahres 1268 Pferde geschlachtet, gegen 1192 im Vorjahre. Das ist eine Steigerung von 6,5 Prozent in einem einzigen Jahre! Natürlich wird zum Pferdefleisch, als Ersatz anderer animalischer Nahrung, beileibe nicht aus Noth gegriffen. Bewahre! Der wachsende Konsum von Pferdefleisch beweist nur, wie die Feinschmeckerei im Volke zunimmt. Kunstbutter, Pferdefleisch, Birthishausseife, das alles verzehrt der Proletarier, weil es leichter zu bekommen ist. — In derselben Zeit, wie die obige Mittheilung in Wiener Blättern, taucht folgende Nachricht in Berliner Zeitungen auf: „Speisevertheilungen an Arme finden, wie ein Berichterstatter meldet, gegenwärtig in mehreren größeren Gastwirthschaften statt. In den Nachmittagsstunden werden die Ueberbleibsel der Küchen unentgeltlich abgegeben.“ Liberale Blätter bringen das unter der Rubrik „Wohltätigkeit“. Und in der That, wir sind ja soweit gekommen, daß für Hunderte von Menschen die Gratisvertheilung von — Hundesutter noch immer eine „Wohltat“ ist.

Hungernde Schulkinder in Budapest. Der Vorber, den sich die Wiener Schulleiter um ihre Sitten gewunden, raubte einigen Budapestner Journalisten den Schlaf, und sie gingen hin, forschtend und fanden, daß in 17 Gemeindefchulen von ungefähr 15 000 Schülern 933 Kinder im buchstäblichen Sinne des Wortes hungern. Wie wird sich wohl das Bild der weiteren Untersuchung gestalten, wenn schon jetzt solch' traurige Resultate zu Tage liegen! Zur Stunde ist erst das Ergebnis der in 17 Volksschulen — im Ganzen giebt es deren in der Hauptstadt nahezu hundert — gepflogenen Untersuchungen bekannt. Und allein in diesen Schulen giebt es nahezu tausend hungernde Schulkinder! Selbstredend werden die ermittelten Ziffern um das Drei- und Vierfache anwachsen, falls die Untersuchung in diesem Sinne weiter fortgeführt wird. Trotzdem leben wir in der besten aller Welten.

Von dem hoffnungslosen Dasein unserer wandernden Arbeitlosen legt auch der Rechenschaftsbericht des Hesse-Nassauer Vereins zur Beschäftigung Arbeitsloser Zeugniß ab. Wir erfahren da: Während im ersten Jahre des Bestandes des Vereins 314 Kolonisten Aufnahme fanden, erhielten im zweiten 320 Unterkunft. Von den Kolonisten waren 84 aus Hessen, 49 aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden, 41 aus dem Regierungsbezirk Kassel, 87 aus den übrigen Provinzen Preussens, 13 aus Bayern, 7 aus Sachsen, 5 aus Württemberg, 9 aus Thüringen, 7 aus Oesterreich u. s. w. Nach ihrem Gewerbe waren 61 ungelernete Arbeiter, 12 Regier, 17 Schuhmacher, 10 Kopisten, 11 Kaufleute, 11 Weißbinder, 18 Schlosser, 11 Schmiede, 12 Schneider, 10 Schreiner, 11 Weber, 3 Lehrer, 11 Bäcker; fast jede Berufsart hatte einen oder mehrere Vertreter. Durch die Kolonie erhielten 44 Personen Stellung — 44 von 320! Ueber das Benehmen der Kolonisten auf der Kolonie kann sich der Inspektor nur anerkennend in Bezug auf Fleiß und Gehorsam äußern.

Und trotzdem giebt es keine Arbeitslosigkeit in Berlin. Als Bewerber um Posten als Inspektor, Aufseher u. dergl. in den Markthallen zu Berlin sind bis jetzt der „Allg. Fleiß- u. Ztg.“ zufolge, nicht weniger als dreitausend Personen vorgemerkert, so daß der „Bedarf auf Jahrzehnte hinaus gedeckt“ erscheint.

Die sächsische Industrie ist durch ihre intensive Ausnützung von Kindern und jugendlichen Arbeitern bekannt. Nach dem Jahresberichten der sächsischen Gewerbe- und Berginspektoren für 1886 betrug die Zahl der Anlagen, in welchen Uebertretungen bei der Beschäftigung jugendlicher und kindlicher Arbeiter ermittelt wurden, bezw. der ermittelten Uebertretungen:

	1883	1884	1885	1886
Anlagen	399	351	487	651
Uebertretungen	613	557	1088	1490

Es liegt in rascher Weise die Zahl der fabrikantlichen Sünden und Sünden gegen die ohnehin so mangelhaften Schutzbestimmungen der Reichsgewerbeordnung. Wie viele Attentäter aber werden deshalb nicht erwischt, weil die Aufsichtsbearbeiter durch die Größe der Inspektionsbezirke an gründlicher, allumfassender Kontrolle gehindert werden! Wer zählt die Sünden, nennt die Namen?

Zum Kapitel der Kinderarbeit in den Fabriken. Der Gutsbier Diefel auf Stolzenburg betreibt auch eine Glasfabrik, in welcher die Kinderarbeit in ausgedehnter Weise florirt. Die Arbeitszeit währt regelmäßig täglich von Morgens 3 bis Mittags 1 Uhr mit geringen Unterbrechungen. Im Laufe des Jahres werden durchschnittlich 8 Kinder unter 14 Jahren bei obiger Arbeitszeit beschäftigt. Wie dem „Fachgenossen“ von dort berichtet wird, wurden zur Zeit folgende Kinder zum Eintragen verwendet: Otto Herzfeld, 13 Jahre, Benzell Schweißig, 13 Jahre, Emil Korf, 13 Jahre, Karl Schlichting, 13 Jahre, Jul. Hmann, 13 Jahre, Gustav Rube, 13 Jahre, Amandus Rube, 12 Jahre, Rich. Greiner, 12 Jahre alt u. A. — Ist kein Fabrikinspektor da?!

Auf die schamlosen Betrügereien, welche die Unter-nehmer zuweilen an den Konsumenten verüben, kamen wir in einer früheren Nummer kurz zu sprechen. Heute liegen uns zwei Mitteilungen vor, bei deren Kenntnisaufnahme dem Leser gewiß das Wasser im Munde zusammenläuft. Sie lauten: Bromberg, 30. Oktober. In der letzten Sitzung der Strafkammer hatte sich der Bäckermeister Christian Jähgle von hier wegen Uebertretung des Nahrungsmittelgesetzes zu verantworten. Der Angeklagte pflegte seit längerer Zeit die in seinem Backlokal nicht zum Verkauf gelangte, alt gewordene Backwaare theils auf dem Ofen, theils auf dem Boden aufzubewahren. Die auf diese Weise angeammelte Backwaare verdarb durch das monatelange Lagern und wurde zum Theil vom Schimmel überzogen und durchsetzt. Im Februar d. J. hatte dann der Angeklagte begonnen, diese verdorbene Backwaare in seinem Bäckereibetriebe zu verwerthen. Zu diesem Zwecke weichte er täglich eine Quantität derselben in Wasser auf und rieb diese aufgeweichte Waare durch ein Sieb in das zur Herstellung von Hefenbrot und Salzkruchen bestimmte Mehl. Die aus diesem Mehl gewonnene Waare wurde darauf als frische an die Kunden verkauft. Der Angeklagte hat somit Nahrungsmittel in den Verkehr gebracht, welche für die Gesundheit der Konsumenten die allerbedenklichsten Folgen haben konnten. Die Beweisaufnahme ergab die Schuld des Angeklagten. — **Brüffel, 1. November.** Aus Nord-Frankreich waren in letzter Zeit neu „erfundene“ Würstchen in großer Menge nach Belgien eingeführt worden, durch deren Genuß Krankheiten entstanden. Nach langen Nachforschungen wurden die „Erfinder“ entdeckt in Faches bei Lille. Der Erfinder Duriez hatte sich mit dem Abbe der Debaeder zusammengethan, um aus verdorbenem Fleische Exportwürstchen herzustellen; sie hatten das schlechte Fleisch in rohem Zustande klein, pfefferten es stark und ließen es trocknen. Wie die gerichtliche Verhandlung ergab, sind auf diese Weise nach Belgien allein 25 000 Kilo verdorbenen Fleisches ausgeführt worden. — Wenn hier die Konkurrenz ganz frei waltete und nicht das Gesetz unter dem Produzenten drohte und dem Konsumenten beifrage, was würde letzterer wohl alles von den Unternehmern zum Ofen vorgelegt bekommen! Troy alledem versichert man und tagtäglich mit der ernstesten Miene, daß die Privatproduktion für alle Bedürfnisse des Volkes am besten sorge!

Gemeine Bedrückung. In dem St. Gallener Stadtanzeiger ist Folgendes zu lesen: Im Anton Chur arbeitete vor einigen Wochen ein Schneidergeselle. Eines Tages erhielt derselbe die Steuer-Berantlagung. Diese schien ihm seines geringen Verdienstes wegen zu hoch und er reichte aus diesem Grunde Beschwerde ein und erhielt innerhalb drei Tagen die Ermäßigung. Nicht wenig erstaunt war aber der Meister, der an der zu hohen Einschätzung die Schuld trug, als er einige Tage später ein Strafmandat bekam, worin er wegen „gemeiner Bedrückung“ zu 10 Frcs. Strafe und 15 Frcs. Schadenersatz für den Geschädigten verurtheilt war.

Ein irisches Mädchen. Im Polizei-Gerichtshofe zu Taghman in Irland spielte sich dieser Tage eine seltsame Szene ab. Zwanzig Personen wurden vor Gericht gestellt wegen Gebrauchs beleidigender Ausdrücke gegen einen Farmer, der sich nicht gekümmert hatte, ein Gut zu pachten, von dem ein anderer Farmer ausgewiesen worden war. Sechszehn der Angeklagten wurden freigesprochen, vier aber, darunter ein Junge und ein Mädchen von vierzehn Jahren, zu je vierzehn Tagen Haft verurtheilt. In Anbetracht ihrer großen Jugend, und um ihr die Schande des Gefängnisses zu ersparen, erklärte sich der Richter bereit, das Mädchen, Lavinia mit Namen, gegen Bürgschaft freizulassen; das Mädchen aber richtete sich stolz in die Höhe und erklärte mit klarer, lauter Stimme, es sei eine Ehre, für Irland ins Gefängniß zu gehen, und keine Schande, und sie werde daher keine Bürgschaft annehmen. Der nach diesen Worten ausbrechende Beifall war so stürmisch, daß der Richter den Saal zu räumen befahl. Der Anwalt der Verurtheilten, Mr. Leamy, rief dem Mädchen zu, sie sei das beste kleine Mädchen in ganz Irland und mache ihrem Lande und ihrem Volke Ehre.

„Ehe eine Zeit aufricht und weiterzieht“ schiedt sie immer sähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzudecken. Liebe man diese Boten ihren Weg geben, folgte man ihnen und beobachtete sie, erfährte man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht. Man nennt jene Vorläufer Unruhmäher, Verfälscher, Schwärmer und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Troste, und weil sie nicht bestellt und angeordnet findet, wohnt sie sich dann ein, wo es ihr beliebt, und zerstört alsdann mehr, als sie gebraucht und verlangt.“ (Vorne.)

Bereine und Versammlungen.

Die große kommunal-Wähler-Versammlung, welche Dienstag Abend in der „Tonhalle“, Friedrichstr. 112, tagen sollte, um zu beschließen, wie sich die Arbeiter Berlins zu den bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen verhalten wollten, konnte nicht abgehalten werden, weil die polizeiliche Genehmigung dazu nicht erteilt worden ist.

Verbotene Festschicht. Der Rauchklub Dezimalwaage wollte am letzten Sonntag in Keller's Salon, Andreasstr. 21, eine Festschicht abhalten, welche indeß vom Polizeipräsidenten auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes verboten wurde, weil, wie es in dem vom Vorsitzenden des Klubs zugegangenen Schreiben des Polizeipräsidenten heißt, durch Thatfachen die Annahme gerechtfertigt sei, daß die Festschicht zur Förderung sozialdemokratischer, auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen bestimmt war.

An die Buchbinder Berlins! In der am vergangenen Sonnabend stattgehaltenen Versammlung des Fachvereins der Buchbinder und verwandter Berufsgenossen machte der Vorsitzende bekannt, daß die halbjährliche Orts-Statistik in der Buchbinderei und verwandter Geschäftszweige wieder aufgenommen wird. — Es werden hierdurch alle Kollegen, welche ein Interesse an der Arbeitssache haben, aufgefordert, bei der Aufnahme dieser Statistik mitzuwirken, und sind Fragebogen zum Ausfüllen in den alle Sonnabend im Restaurant Neher, Alte Jakobstr. 83, stattfindenden Versammlungen zu haben.

Die Vereinigung der Drechsler Deutschlands hält am Dienstag, den 8. November, Abends 8½ Uhr, in Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48a, eine Versammlung ab. Der Vorstand der hiesigen Ortsverwaltung richtet an alle Gewerkschaften den Mahnruf, sich der Vereinigung anzuschließen! Es sind hohe und edle Ziele, welche die Vereinigung sich gestellt hat; dieselben können nur erreicht werden, wenn jeder Einzelne der deutschen Gewerkschaften, unter Hintanhaltung seines persönlichen Vortheils, nur dem Interesse der Gesamtheit dienend, sich der Vereinigung der Drechsler Deutschlands anschließt! Möge dieser Mahnruf nicht ungehört verhallen, sondern in allen Stätten anstrengend, emsig schaffender Werktagarbeit einen dauernden Wiederhall finden! Dann wird in nicht zu ferner Zeit jenes erhabene Ziel — „die Erstrebung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen“ — durch gemeinsame Arbeit innerhalb der Vereinigung für uns zur Wahrheit werden! Wohlan denn, Gewerkschaften! schließt Euch alleamt der Vereinigung an! Mit kollegialischem Gruß der profitorische Vorstand der Ortsverwaltung Berlin der „Vereinigung der Drechsler Deutschlands“.

Der Fachverein der Tischler nahm in seiner am 25. d. M. stattgefundenen Generalversammlung den Rechenschaftsbericht des

Revidenten, sowie die Berichte des Vorstandes, der Arbeits-Vermittlungs- und der Berufskontrollkommission entgegen. Nach dem Bericht des Revidenten betrug die Einnahme im dritten Quartal d. J. 540,44 M.; die Ausgabe 290,52 M., davon kamen auf den Arbeitsnachweis 20,45 M., auf die Bibliothek 18,05 M., Rechtschutz der Mitglieder 40,90 M., Reisegeld 28,00 M. Der Kasfenbestand betrug ultimo September d. J. 2735,97 M. Außerdem besitzt der Verein einen Fonds zur Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder, in welchem sich am Schlusse des dritten Quartals 445,60 M. befanden. Nachdem die Kontrolleure die Richtigkeit der Abrechnung bestätigt, wurde dem Revidenten Herrn Merkel Decharge erteilt. Aus den weiter erstatteten Vierteljahrsberichten ist noch der der Arbeitsvermittlungskommission hervorzuheben. Aus diesem Bericht geht hervor, daß die Gesuche der Meister um Zuschuldung von Gesellen bedeutend zugenommen haben. 673 Gesuche waren im Laufe des dritten Quartals eingegangen. Da der Arbeitsnachweis des Vereins jetzt mehr nach dem Zentrum der Stadt, Alte Jakobstraße 38, verlegt worden ist, wird sich die Zahl der eingehenden Adressen allem Anscheine nach noch erhöhen. Nachdem die Versammlung von den Quartalsberichten Kenntnis genommen, vollzog dieselbe die Ergänzung des Vorstandes. Die meisten der ausstehenden Vorstandsmglieder wurden wiedergewählt. Neugewählt wurden die Herren Schulz (erster Kassierer) und Witte (zweiter Bibliothekar). Zum Kontrolleur wurde an Stelle des ausstehenden Herrn Bruns Herr Schmidt gewählt. Ferner wurde beschließen, die Zahlstelle I des Vereins von Blumenstraße 58 nach Friedrichsbergstraße 25, bei Christen, zu verlegen. Eine neue Zahlstelle soll außerdem am Sonnabend, den 5. November, im Restaurant Schumann, Alte Jakobstraße 38, wo sich jetzt der Zentral-Arbeitsnachweis befindet, eröffnet werden. Nachdem noch einem länger als ein Jahr kranken Mitgliede eine in drei Monatsraten zu zahlende Unterstützung bewilligt, wurde beschlossen, zu Neujahr 1888 an sämtliche Mitglieder die neuen Statutenbücher mienigentlich auszugeben. Die nächste Versammlung findet am Montag, den 7. November, in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28, statt.

Der Interessent-Verein der Rifenmacher hielt am Sonnabend, den 29. Oktober, in den Armin-Hallen eine Mitglieder-Versammlung ab. Im 1. Punkt der Tagesordnung hielt Herr Sperling einen Vortrag über „Ursachen der epidemischen Volkskrankheiten“. Zum 2. Punkt verlas der Vorsitzende einen Brief von den streikenden Lohgerbern und Lederzürchtern. Die Versammlung beschloß hierauf — trotzdem kein Quartal vorübergegangen ist, wo er nicht wohlthätige Unterstützungen gewährt hat und so zu Defizits kam — den streikenden Lohgerbern 25 Mark zu bewilligen. Zuletzt macht der Vorsitzende noch bekannt, daß zum Stiftungsfest Montag, d. 7. November Billets und Mitgliedskarten Abends bei Kuhla, Köpnickstr. 55a zu haben sind.

Im Fachverein sämtlicher im Drechslergewerk beschäftigten Arbeiter Berlins, welcher am Dienstag, den 1. November, eine Wanderversammlung abhielt, sprach Herr Dr. Bohn unter großem Beifall über das Thema: „Darwin's Kampf ums Dasein“. Sodann wurde bekannt gemacht, daß am Sonnabend, den 26. d. M., in Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48a, die Feier des Stiftungsfestes stattfindet. Billets hierzu sind nur bei den Vorstandsmgliedern und Vertrauensmännern zu haben. Ferner wurde das Abonnement auf die Fachzeitung dringend empfohlen. Die Kollegen J. Ballingus, M. Markwiter, 18, bei Bruch: W. Gerde, Vorkstr. 19, H. II: A. Studenburg, Parochialstraße 1 u. 2 und S. Sandermann, Wilmersdorferstr. 61, I, nehmen jeder Zeit Abonnement auf die „Fachzeitung der Drechsler“ und verwandten Berufsgenossen“ entgegen. Zum Schluß wurde die Mittheilung gemacht, daß auf dem Arbeitsnachweis des Vereins, Naumnstr. 78, bei Winger, die arbeitssuchenden Kollegen zur Zeit stets Arbeit nachgewiesen erhalten; man möge deshalb den Arbeitsnachweis in erster Reihe in Anspruch nehmen. — Die Generalversammlung des Vereins findet am Dienstag, den 15. d. M., in Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48a statt.

Der Fachverein der Vergolder hielt am Montag, den 31. Oktober, in Scheffer's Salon, Inselstr. 10, eine Versammlung ab. Der Vorsitzende der Versammlung, Herr Weidig, theilte mit, daß die eingereichten Statuten vom Polizeipräsidenten genehmigt worden sind. Daraus wurde zur Wahl des Vorstandes geschritten. Zum ersten Vorsitzenden wurde Herr Weidig, zum zweiten Vorsitzenden Herr Schindling, zum Kassierer Herr Jensch, zu beiden Stellvertreter Herr Behrend, zum Schriftführer Herr Meyer und zu Beisitzern die Herren Wöhring und Grob gewählt. Die noch vorhandene Bibliothek wird wieder bei Köpnick, Magazin- und Schillingstrassen-Gde, den Mitgliedern zur Benutzung bereit stehen. Die Versammlungen finden regelmäßig jeden Montag nach dem 15. jeden Monats statt.

Die Nationalliberalen in Halle a. S. gaben am 31. v. M. dem Staatsrechtler Prof. Dr. Löning Gelegenheit, sein reaktionäres Licht in volstem Glanze leuchten zu lassen. Nach einem uns vorliegenden Bericht, den wir aus Naumanns Verlag leider nicht vollständig bringen können, scheint der nationalliberale Redner noch weiter rechts zu stehen, wie mancher kreuzzeitungs-konservative Junker. „Unser großer Kanzler“ habe immer das Rechte gewollt — aber die Volkstretter! Die Weichheiten des Volkes würden bei den Wahlen zu sehr aufgeregt, darum solle man die Legislaturperiode „mindestens“ auf fünf Jahre verlängern. Bis zum dritten Jahre habe sich ein nengewählter Abgeordneter überhaupt erst die nötigen politischen und parlamentarischen Kenntnisse angeeignet, und dann müsse der Unglückliche bereits wieder hinaus in das feindliche Leben. Früher habe man die Vertretungen auf Lebenszeit ernannt, und das sei sehr gut gewesen. Das Wahlrecht zum preussischen Landtag schiederte der Redner als ein wahres Muster, auch hierin reaktionärer als Bismarck. Endlich kam er auf die Forderungen der Sozialdemokratie zu sprechen: einjährige Legislaturperiode, Volksabstimmung bei wichtigen Gesetzen, seien sie nur auf dem Wege blutigen Umsturzes erreichbar. — Als dann ein Sozialdemokrat, Herr Hoffmann, das Wort verlangte, wurde es ihm verweigert, sogar zur Geschäftsordnung. Herr Hoffmann verließ darauf mit seinen Genossen den Saal. Im Ganzen waren wohl 70 Personen anwesend, darunter 20 Sozialdemokraten, 30 Freisinnige, drei Reichstagsabgeordnete, ein Polizist.

— **Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38.** Sonntag, den 6. d. M., Vorm. 10 Uhr. Vortrag des Herrn Dr. Böckel-Magdeburg über „Unsere Reformation“. Damen und Herren als Gäste willkommen.

— **Fachverein der Buchbinder und verwandter Berufsgenossen (Verbandsverein).** Sonnabend, den 5. November, Abends 8½ Uhr, Versammlung im Restaurant Neher, Alte Jakobstr. 83. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Bohn: „Die Erforschung Afrika's und ihre praktischen Ergebnisse“. 2. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste willkommen! Um recht zahlreichen Besuch bittet der Vorstand.

— **Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler.** Versammlung am Montag, den 7. November, Abends 8½ Uhr, Michaelskirchstr. 39. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Lehrer J. Amner: Arbeit und Arbeitsunmutter. 2. Verschiedenes. Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Billets zu dem am 12. November in Baughall, Dresdenerstr. 96, stattfindenden 7. Stiftungsfest sind in der Versammlung, sowie bei folgenden Herren zu haben. Ladur, Admiralstr. 26, H. 2 Tr.; Stier, Grünauerstr. 16, H. 3 Tr.; Claus, Solmsstr. 38, H. 2 Tr. bei Neumann; Tänzer, Hirschenstraße 19, H. 2 Tr.; Lerche, Fruchtstr. 52, H. 3 Tr.; Pischholz, Ballhofenstr. 16, H. 3 Tr.; Werthe, Adalbertstr. 16, part.

— **Verband deutscher Zimmerleute.** Lokal-Verband Moabit. Versammlung Montag, den 7. November, Abends 8½ Uhr, im Lokal Stromstr. 28. Tagesordnung: 1. Vortrag über § 1 des Verbandsstatuts. 2. Verschiedenes und Fragekasten. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

— **Fachverein der Metallarbeiter in Gas-, Wasser- und Dampfarmaturen.** Sonnabend, den 5. d. M., Abends 8½ Uhr, bei Jordan, Neue Grünstr. 28 (unterer Saal) Mitglieder-versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Gottfr. Schulz über Unfallversicherung. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, haben Zutritt. — Der unentgeltliche Arbeitsnachweis befindet sich beim Vorsitzenden Herrn Prings, Wienerstr. 62, Hof 1 Tr.

— **Fachverein der Rohrleger.** Sonntag, den 6. November, Vormittags 10 Uhr, bei Rieß, Kommandantenstr. 71-72, General-versammlung. Tagesordnung: 1. Aufnahme neuer Mitglieder. 2. Jährlicher Rechenschaftsbericht des Kassiers. 3. Wahl des Vorstandes, der Kommission und der Revisoren. 4. Antrag zur Lokalfrage. Das Mitgliedsbuch legitimirt. Mitglieder, welche mit ihren Beiträgen im Rückstande sind, werden erjudt, dieselben zu begleichen. Am 12. d. M. findet das Familienfest des Vereins bei Rieß statt. Billets sind in der Versammlung, sowie bei Herrn Genrich, Dresdenerstr. 48 part, zu haben.

— **Verband der deutschen Tischler.** Aufnahme von Mitgliedern jeden Sonnabend Abend von 8-10 Uhr im Lokale Adalbertstr. 16 bei Werthe. Beiträge werden dort ebenfalls während dieser Zeit entgegengenommen.

— **Deffentliche Versammlung der Metallschleifer und verwandter Berufsgenossen Berlins und Umgegend.** Montag, den 7. November, Abends 8½ Uhr, in Rieß's Lokal, Kommandantenstr. 71/72. Tagesordnung: 1. Neuwahl einer Fachkommission. 2. Verschiedenes. — Im Interesse eines jeden Kollegen liegt es, in dieser Versammlung zu erscheinen.

— **Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter (G. S. 29, Hamburg).** Filiale Berlin 4. Versammlung am Sonnabend, den 5. November, Abends 8½ Uhr, bei Matthies, Andreasstr. 26. Tagesordnung: Kasfenbericht, Bericht über die stattgefundene Versammlung der ersten Wahlabtheilung, Fortsetzung der Statutenberathung.

— **Zentral-Kranken- und Begräbniskasse der Sattler etc. Haupt-Mitglieder-Versammlung** am Sonnabend, den 5. Nov., Abends 8½ Uhr, in den Arminhallen, Kommandantenstraße 20. Tagesordnung: 1. Kasfenbericht per 3. Quartal. 2. Bericht von der außerordentlichen Generalversammlung. 3. Verschiedenes. Mitgliedsbuch legitimirt. In recht zahlreichem Zuch ladet der Vorstand freundlich ein. Das Kasfenlokal ist den Abend geschlossen. Gleichzeitg machen wir auf das am 26. November stattfindende 3. Stiftungsfest der Kasse aufmerksam und können die Mitglieder bei dem Vorstand und in den Zahlstellen die Programme in Empfang nehmen.

— **Der Interessent-Verein der Rifenmacher** feiert sein diesjähriges Stiftungsfest am Sonnabend, den 12. November, im Etablissement Königshaus, Große Frankfurterstraße 117. Billets sind im Arbeitsnachweis-Bureau, Köpnickstraße 55a, bei Kuhla zu haben.

— **Verein deutscher Schuhmacher.** Großes Tanz-Kränzchen, Sonnabend, den 12. November, im Vorstadt-Kasino, Kckerstr. 144. Anfang 8 Uhr. Entree für Herren 50 Pf., Damen 25 Pf. Alle Kollegen und Freunde des Vereins sind herzlich willkommen.

— **Die freie Kranken- und Begräbniskasse der Schuhmacher und Berufsgenossen Berlins (G. S. Nr. 27)** feiert Montag, den 14. November, von 8 Uhr Abends im „Königsstädtischen Kasino“, Holzmarktstr. 72, ihr 16. Stiftungsfest. Billets sind Montag, Abends von 8 bis 10 Uhr, im Kasfenlokal, Fischerstr. 25, zu haben. Dasselbst werden auch neue Mitglieder aufgenommen.

— **Der Tischlerverein** feiert am Sonnabend, den 5. Nov., im Konzerthaus „Sansouci“, Kottbuserstr. 4a, sein 16. Stiftungsfest. Billets sind zu haben bei den Herren Rothe, Prinzenstr. 80; Winter, Elisabeth-Platz 55; Birke, Joffenerstr. 41 und Kreischer, Lantsehstr. 45.

— **Zum Besten des Krankenpflege-Vereins der Rosenthaler Vorstadt** findet am Mittwoch, den 9. November, Abends 8 Uhr, im Univerfum, Brunnenstr. 29, eine Extra-Spezialitäten-Vorstellung, unter Mitwirkung hervorragender Künstler, mit darauf folgendem Tanz statt, wozu, des guten Zwecks wegen, alle Freunde und Gönner des Vereins freundlich eingeladen werden. Billets zu ermäßigten Preisen à 20 Pf. sind vorher bei Herrn Kersten, Streifenstr. 7, bei Herrn Krüger, Anklamstr. 34, und im Univerfum zu haben.

Literarisches.

„Neue Zeit“, Stuttgart, Verlag von J. G. W. Dietz. Soeben erschien von dieser bestens zu empfehlenden Monatschrift das erste Heft des 5. Jahrgangs. Inhalt: Abhandlungen: Preußen und die katholische Kirche. Von B. Schoenlanf. — Aus einer guten alten Zeit. Arbeiter und Arbeiterleben vor vierhundert Jahren. II. Von Wilhelm Mos. — Die ökonomischen Grundlagen des deutschen Sozialismus der vierziger Jahre und seine wissenschaftliche Ausbildung durch Marx und Engels vor Abfassung des kommunistischen Manifestes. Von B. Kampffmayer. — Die technische Entwicklung. — Der Patentschutz vom Standpunkte eines Arbeiters. — Arbeitslosigkeit und ausländische Arbeiter in London. — Literarische Rundschau: Dr. G. Berthold, Die Entwicklung der deutschen Arbeiter-Kolonien. — Notizen: Für Auswanderungslustige. — Der Liberalismus und die Militärdisziplin. — Der Konium Wiens. — Die Arbeitszeit in Russland. — Die Kraft der Meeresswellen. — Der irische Nothstand.

„Zur Lage der arbeitenden Klasse in Bayern.“ Eine volkswirtschaftliche Skizze von Dr. Bruno Schoenlanf“ betitelt sich eine soeben bei Böklerlein u. Comp. in Nürnberg erschienene Schrift. Der Verfasser ist in Arbeiterkreisen durch ähnliche, sowohl statische als volkswirtschaftlich-freiliche Arbeiten bestens bekannt. Die vorliegende neueste Brochüre bringt nach den Berichten der Fabrikinspektoren nach den offiziellen Jahres-Berichten der bayerischen Sanitätsverwaltung und anderen amtlichen Quellen eine Fülle interessanter Materials, durch welches grelle Streiflichter auf die Zunahme des Kapitalismus in Bayern geworfen werden. Das 5 Bogen starke Buch ist von allgemeinem Interesse und deshalb Allen, die ein offenes Auge für unsere Sozialzustände haben, auf's Wärmste zu empfehlen. Der Preis, 25 Pfennig im Buchhandel, ist ein äußerst billiger.

Briefkasten.

Verein deutscher Schuhmacher. 1,65 M. Wir bitten alle Vereine, bei Aufgabe der Annoncen immer zugleich die Adresse und Sprechstunde des Kassiers anzugeben.

Paris. Daß ein so wohlunterrichtetes Blatt, wie der Pariser „Temp“, die „Berliner Volks-Tribüne“ tobtst, haben wir natürlich mit größtem Vergnügen gelesen.